

Die Orthodoxen Kirchen in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart

von Gerhard Feige, Erfurt

In der ehemaligen DDR war die Orthodoxe Kirche nur in Gestalt einiger kleiner Gemeinden des Moskauer Patriarchats präsent. Daß es jedoch in Deutschland noch eine viel größere Zahl anderer orthodoxer Christen gibt, ist in den neuen Bundesländern – auch für daran Interessierte – zumeist erst seit 1989 in den Blick gekommen und erfahrbar geworden. Bisher beschränkt sich diese orthodoxe Vielfalt aber weiterhin fast nur auf das Gebiet der alten Bundesrepublik und auf Berlin. Aufgrund dieser Defizite und auch speziellen Interesses hat sich im Sommersemester 1995 eine Vorlesung am Philosophisch-Theologischen Studium Erfurt mit der historischen Entwicklung der Orthodoxie in Deutschland und ihrem gegenwärtigen Erscheinungsbild beschäftigt. Aus ihr ist der folgende Beitrag erwachsen. Er will eine fundierte Übersicht vermitteln, kann aber nicht auf alles eingehen. Das zeigt sich z. B. daran, daß den orthodoxen Gemeinden im Gebiet der ehemaligen DDR eine größere Aufmerksamkeit gewidmet wird als den anderen. Von Einfluß ist auch, ob und wieviel über die einzelnen orthodoxen Gruppierungen in Deutschland bereits publiziert worden ist. Außerdem sind jüngste Entwicklungen z.T. so rasant, daß beim Lesen dieser Zeilen manches sich schon wieder verändert haben könnte.

Orientierungshilfen

Mit schätzungsweise mehr als 700.000 Gläubigen, die von 15 Bischöfen, 207 Priestern und 23 Diakonen betreut werden, bilden die orthodoxen Kirchen und Gemeinden heutzutage in Deutschland die drittgrößte christliche Konfessionsgruppe.¹ Obwohl ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung noch nicht einmal 1% ausmacht, sind sie in ökumenischer Hinsicht doch von unschätzbbarer Bedeutung. Nicht immer darf man genaue Zahlenangaben erwarten; zum einen spielen Statistiken in der Orthodoxie höchstens eine untergeordnete Rolle, zum anderen erstrecken sich manche organisatorischen Gebilde (Bistümer oder

¹ Zu diesen Zahlen vgl. *Ökumenische Centrale der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland* (Hg.), ACK aktuell 1/1995, S. 21. Eine detaillierte Übersicht mit konkreten Adressen findet sich bei *ÖC-ACKiD* (Hg.), Verzeichnis der Geistlichen der Orthodoxen und Orientalischen Orthodoxen Kirchen in Deutschland, Frankfurt 1995. Einführende Darstellungen bieten R. Thöle, Eine vielfältige Landschaft. Die orthodoxen Kirchen in Deutschland, *HerKorr* 47 (1993) 418–423; A. Basdekis, Orthodoxe Kirchen in Deutschland. Eine Informationsbroschüre, Frankfurt/Main 1986 (leider vergriffen; eine Neufassung ist jedoch in Aussicht). Hinweise auf orthodoxe Kirchengebäude und Gemeinden geben auch G. Galitis u. a., Glauben aus dem Herzen. Eine Einführung in die Orthodoxie, München ³1994, S. 268; N. Wyrwoll (Hg.), Schaut in den Osten!, Hildesheim 1993, S. 194 f. (Karten zur russisch-orthodoxen Situation in Deutschland).

Exarchate) über mehrere Länder Europas, und schließlich ist gerade in diesen Bevölkerungsgruppen eine relativ große Fluktuation zu verzeichnen.

Um die verschiedenen orthodoxen Gruppierungen in Deutschland einordnen zu können, ist es wichtig, zunächst einmal zwischen zwei »Kirchenfamilien« zu unterscheiden. Das eine sind die Orthodoxen Kirchen byzantinischer Tradition. Ihr geographischer oder geistiger Ursprung lag im Ostteil des Römischen Reiches. Sie selbst oder ihre Mutterkirchen standen mit der abendländischen Kirche des Patriarchats von Rom bis zum Anfang des 2. Jahrtausends in Gemeinschaft. Zu ihnen zählen heute 13 autokephale und noch einige autonome Kirchen. An der Spitze steht das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel. Von den in Deutschland vertretenen Kirchen gehören noch dazu: die Patriarchate von Antiochien, Rußland (Moskau), Serbien, Rumänien und Bulgarien und die Metropole von Warschau und Ganz Polen. Wie im Weltmaßstab gehören die aus dieser »Kirchenfamilie« kommenden orthodoxen Christen in Deutschland zwar zur einen Orthodoxen Kirche, bilden aber keine organisatorische oder jurisdiktionelle (kirchenrechtliche) Einheit. Sie unterstehen vielmehr in der Regel ihrer eigenen Mutterkirche im Herkunftsland. Die byzantinische Orthodoxie begegnet uns also gewissermaßen in zweifacher Gestalt: einerseits geeint durch denselben Glauben, dasselbe gottesdienstliche Leben und dieselbe Kirchenordnung, andererseits aber weithin in der Pluriformität einzelner national geprägter Kirchen mit ihrer je eigenen Kultur, Sprache und Geschichte. Manchmal ist es nicht leicht, sofort die kirchenrechtliche Zugehörigkeit einer Gemeinde zu verstehen. Die Situation wird noch dadurch erschwert, daß es einige orthodoxe Gruppen gibt, die aus politischen oder anderen Gründen keine Gemeinschaft miteinander haben und sich gegenseitig ausschließen. Außerhalb der panorthodoxen Anerkennung bewegt sich in Deutschland nur noch die sogenannte Russische Auslandskirche, während die Ukrainische Orthodoxe Kirche im Ausland, die ebenfalls davon ausgeschlossen war, seit 1995 durch die Aufnahme in die Jurisdiktion des Ökumenischen Patriarchats von Konstantinopel nunmehr als kanonisch gilt.

Die Kirchen der zweiten »Familie« bezeichnen sich auch als orthodox, werden aber zur Unterscheidung von den anderen als »Orientalische Orthodoxe Kirchen« oder auch einfach als »Altorientalen« bezeichnet. Ihre Trennung von den übrigen Kirchen ist eine Folge der theologischen und politischen Auseinandersetzungen des 5. Jahrhunderts. Seit einiger Zeit gibt es zwischen ihnen und der byzantinischen Orthodoxie wieder eine erfreuliche Annäherung, aber noch keine vollständige Gemeinschaft. Eine solche verbindet diese altorientalischen Kirchen aber untereinander, obwohl sie unterschiedlichen Riten angehören. Alle sind in Deutschland vertreten: die Kopten, die Äthiopier, die Syrer des antiochenischen Patriarchats und die der indischen Kirche von Malabar, die Armenier und die Ostsyrier.

Wie ist es aber eigentlich dazu gekommen, daß im traditionsgemäß katholisch und evangelisch geprägten Deutschland einige typisch orthodoxe Kirchen stehen und es heutzutage eine doch beträchtliche Zahl orthodoxer Christen gibt? Schematisch kann man dabei etwa folgende »Einwanderungs- und Entwicklungsphasen« unterscheiden:²

² Vgl. P. Wiertz, *Orthodoxe Kirchen in Deutschland. Anfänge und Entwicklung*, US 30 (1975) 86 f.

– Die ersten orthodoxen Gemeinden in Deutschland entstanden seit dem 18. Jahrhundert bis zum I. Weltkrieg durch orthodoxe Kaufleute, Diplomaten und Fürsten. Zum Kirchbau kam es oftmals aufgrund der Heirat einer russischen Prinzessin an einen deutschen Hof oder der Beliebtheit, der sich berühmte deutsche Badeorte bei orthodoxen – besonders russischen – Christen erfreuten.

– Einen sprunghaften Anstieg erfuhr die Zahl russisch-orthodoxer Christen in Deutschland jedoch erst infolge der Oktoberrevolution des Jahres 1917, als viele Russen ins Ausland emigrierten oder flohen. Die bestehenden Gemeinden wuchsen an und zahlreiche neue entstanden.

– Nach dem Ende des II. Weltkrieges folgte eine weitere Flüchtlingswelle orthodoxer Christen nach Deutschland, speziell in den westlichen Teil. Zahlreiche Priester kamen mit, so daß die russischen Gemeinden wieder genügend Seelsorger zur Verfügung hatten. In Flüchtlingslagern entstanden »Barackenkirchen«, in manchen Städten der Bundesrepublik aber auch feste Kirchengebäude.

– In den sechziger Jahren strömten infolge staatlicher Vereinbarungen orthodoxe Gastarbeiter – vor allem Griechen und Serben – in großer Zahl nach Deutschland. Um die Seelsorge an ihnen sicherzustellen, sah sich das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel daraufhin veranlaßt, 1963 die Metropole von Deutschland und das Exarchat von Mitteleuropa zu gründen. Sechs Jahre später errichtete auch die Serbische Kirche eine eigene Eparchie für Westeuropa; deren Bischofssitz befand sich jedoch zunächst in London und wurde erst 1979 nach Deutschland verlegt.

– Im letzten Jahrzehnt führte die Diskriminierung der Christen in der Türkei, in den meisten arabischen Staaten oder in Äthiopien – oftmals in Verbindung mit einem zunehmenden islamischen Fundamentalismus – viele Menschen zur Auswanderung nach Europa und Amerika, dabei auch nach Deutschland. Als Ursache kommen noch ethnische oder wirtschaftliche Probleme dazu. Hier sind besonders die syrischen Christen aus dem Tur Abdin im Südosten der Türkei zu nennen oder die Kopten aus Ägypten. Auch diese Kirchen versuchen nun, seelsorgliche Strukturen für ihre fern der Heimat lebenden Gläubigen aufzubauen.

– Durch den politischen Umbruch in Osteuropa seit Ende der achtziger Jahre, den Krieg im ehemaligen Jugoslawien und das sich verschärfende Kurdenproblem hat die Zuwanderung orthodoxer Christen nach Deutschland noch einmal einen weiteren Schub erhalten.

Nach diesen Vorbemerkungen soll die Geschichte der Orthodoxie in Deutschland von den Anfängen bis zur Gegenwart nun ausführlich zur Sprache kommen.

I. Die Entstehung erster Kapellen, Kirchen und Gemeinden von 1718 bis 1917

Selbstverständlich gab es schon vor dem 18. Jahrhundert einige Kontakte und Beziehungen zwischen Angehörigen orthodoxer Völker und Deutschland, zur Gründung von Kapellen, Kirchen oder Gemeinden kam es aber erst seit etwa 280 Jahren. Dabei spielte die russische Orthodoxie eine »Vorreiterrolle«.

1. Russische Anfänge³

Die Anlässe, liturgische Räume einzurichten oder zu bauen, waren sehr verschieden. So hat es sich auch eingebürgert, von Hof-, Grabes-, Botschafts- und Kurkapellen bzw. -kirchen zu sprechen. Manche existierten nur zeitweise, andere haben sich bis heute erhalten.

Die nachweisbar älteste orthodoxe Kapelle in Deutschland hat es spätestens seit 1718 in Berlin⁴ gegeben. Sie befand sich zunächst in den Privaträumen des russischen Gesandten und war dann seit 1733 im Botschaftshaus in der Wilhelmstraße anzutreffen. Der Form nach galten diese Einrichtungen als sogenannte »Feldkirchen«; ihre Ausstattung – d.h. auch Geistliche und Sänger – war dem Gesandten persönlich zugeordnet und wechselte bei dessen Versetzung. In den folgenden 100 Jahren mußte die russische Gemeinde in Berlin manchmal auch jahrelang ohne Priester auskommen. Seinen Grund hatte das entweder in politischen Spannungen zwischen Berlin und Petersburg oder darin, daß es auch russische Botschafter gab, die nicht orthodox waren. Die Zahl der Gläubigen schrumpfte beträchtlich. Seit 1837 finden wir schließlich eine ständige Hauskapelle für 150 Personen in der Kaiserlich-Russischen Botschaft Unter den Linden 7. Sie wurde auf Veranlassung Zar Nikolaus' I. eingerichtet, der die preußische Prinzessin Charlotte geheiratet hatte und bei Aufenthalten in Berlin an orthodoxen Gottesdiensten teilnehmen wollte. Bis zum I. Weltkrieg versammelte sich um diese Berliner »Hauskirche« die bedeutendste orthodoxe Gemeinde auf deutschem Boden. Schon seit 1836 wurde mit Erlaubnis des Metropoliten von Petersburg auch in deutscher Sprache zelebriert, und einige Jahre später lagen die ersten Übersetzungen liturgischer Texte im Druck vor. Ein besonders tatkräftiger und der wohl bedeutendste Vertreter der russischen Kirche in Deutschland war der Erzpriester Aleksij Mal'cev, der als 32-jähriger 4 Jahre nach seiner Priesterweihe 1886 nach Berlin kam und dort bis 1914 gewirkt hat. Er entfaltete schon bald eine seelsorgliche und wissenschaftliche Tätigkeit, die weit über den Rahmen seiner dienstlichen Verpflichtungen hinausging. So gründete er bereits 1890 die Vladimir-Bruderschaft, die sich folgende Ziele setzte: »1. Hilfeleistung für bedürftige und kranke russische Untertanen aller christlichen Bekenntnisse und ebenso für Personen orthodoxen Bekenntnisses aller Nationalitäten. 2. Förderung der geistlichen Bildung und in Sonderheit der Unterhalt zweier Schulen für Kinder und Erwachsene orthodoxen Bekenntnisses, welche in Berlin und Potsdam ... leben. 3. Dienst für die Bedürfnisse und Anforderungen der Kirchen: Der Potsdamer ... und der Berliner, wobei man im Auge hat, das zur Errichtung eines orthodoxen Kirchengebäudes in Berlin nötige Kapital zu sammeln, ..., sowie

³ Zur folgenden Darstellung vgl. vor allem K. Gaede, *Russische Orthodoxe Kirche in Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*, Köln 1985, S. 15–52; Dies., *Gemeinden der Russischen Orthodoxen Kirche in Deutschland. Entstehung und Entwicklung*, in: K. C. Felmy u.a. (Hgg.), *Tausend Jahre Christentum in Rußland. Zum Millennium der Taufe der Kiever Rus'*, Göttingen 1988, S. 931–940, davon S. 931–935; *Metropolit Irinej*, *Die Russisch-Orthodoxe Kirche im deutschsprachigen Raum*, in: A. Rauch – P. Imhof (Hgg.), *Tausend Jahre zwischen Wolga und Rhein*, (Koinonia 5), München-Zürich 1988, S. 350–355, davon S. 352–355; G. Seide, *Die Russisch-Orthodoxe Kirche in der Bundesrepublik Deutschland*, OS 20 (1971) 159–184, davon 163–165.

⁴ Dazu vgl. zusätzlich N. Thon, *Die russische orthodoxe Gemeinde zu Berlin bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges*, COst 41 (1986) 141–162; W.-B. Wendlandt / V. Koop (Hgg.), *Ein Stück Rußland in Berlin. Die Russisch-Orthodoxe Gemeinde Reinickendorf*, Berlin 1994, S. 49–70.

zur Errichtung eines eigenen Friedhofes mit Kapelle ...⁵ Dieser bruderschaftliche Wohltätigkeitsverein wurde aus Mitgliedsbeiträgen und privaten Spenden unterhalten. Der Personenkreis, dem er sich widmete, war erstaunlich weit (nicht nur Orthodoxe oder Russen), und die Arbeitsweise orthodoxerseits z.T. völlig neu. So gründete man auch Werkstätten und Betriebe, um Arbeitsplätze vermitteln zu können, errichtete neue Kirchen, legte Bibliotheken an und kümmerte sich um russische Denkmäler im Ausland. Das betraf ganz Deutschland. Darüber hinaus schuf Mal'cev einen Pensions-Fonds für russisch-orthodoxe Geistliche und deren Hinterbliebene. Zum Begriff wurde sein Name vor allem durch die Übersetzung der wichtigsten liturgischen Bücher unter Berücksichtigung kirchenslawischer und griechischer Quellen ins Deutsche. Dabei stand ihm ein Priester deutscher Zunge zur Seite, der 1890 vom Katholizismus zur Orthodoxie konvertiert war: Vassilij Goeken. Noch heute sind die liturgischen Übersetzungen Mal'cevs hochgeschätzt. Er war auch der Herausgeber einer halbjährlich erscheinenden Kirchenzeitung mit dem Titel »Cerkovnaja Pravda«. Auf seine Veranlassung hin kam es in Verbindung mit der Anlage eines Friedhofs zum Bau der Berliner »Konstantin und Helena-Kirche«, die 1893 eingeweiht wurde. Hier feierte Goeken an bestimmten Tagen die Liturgie, an der neben Russen häufig auch Serben, Griechen und andere teilnahmen. Gelegentlich geschah dies auch in griechischer Sprache. Für die Errichtung einer großen russischen Kirche in Berlin reichte das Geld nicht. Dafür gelang es Mal'cev aber, in mehreren Städten kleine Kirchen zu errichten, so daß man 1903 auf deutschem Territorium 24 russische Kirchen in 21 Orten zählen konnte.

Durch die diplomatisch-freundschaftlichen Beziehungen zwischen Rußland und Preußen kam es auch schon sehr früh in Potsdam⁶ zur Herausbildung einer orthodoxen Tradition. Zar Peter I. schickte dem preußischen König Friedrich Wilhelm I., der eine Vorliebe für großgewachsene Soldaten hatte, nach und nach hunderte solcher russischer Grenadiere als persönliches Geschenk. Die ersten 55 trafen 1718 ein und wurden in Potsdam angesiedelt. Mit ihnen kam auch ein Priester, der der russischen Botschaft in Berlin zugeordnet war. Der erste Gottesdienstraum befand sich im Potsdamer Rathaus. Als 1733 eine größere Kapelle in einem Fachwerkgebäude eingerichtet werden konnte, erhielt die Gemeinde auch einen eigenen Priester. Nach dessen Tod 1740 wurden die Potsdamer Soldaten wieder von Berlin aus versorgt, die Zahl der Gottesdienste wurde aber immer weniger; zwischen 1747 und 1763 fand schließlich gar keiner mehr statt. 1765 ließ König Friedrich I. die Kapelle in ein Theater umwandeln. Als 1809 dann der letzte russische Invalid starb, war damit auch die Potsdamer Gemeinde zunächst erloschen. Eine neue Epoche begann 1813, als russischerseits wieder ein eigentümlicher Wunsch des preußischen Königs erfüllt wurde. Zar Alexander I. schenkte Friedrich Wilhelm II. einen russischen

⁵ N. Thon, Die russische orthodoxe Gemeinde zu Berlin bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, *COst* 41 (1986) 152 f.

⁶ Dazu vgl. zusätzlich H. C. Diedrich, Die russisch-orthodoxe Aleksandr-Nevskij-Kirche in Potsdam. »Denkmal Russisch-Preußischer Freundschaft« oder Mahnerin zur Versöhnung?, in: K. C. Felmy u.a. (Hgg.), Tausend Jahre Christentum in Rußland (s. Anm. 3), S. 941–951, davon S. 941–947; H. Mai – J. Flemming, Die russischen Kirchen in Potsdam, Weimar, Dresden, Leipzig, (CDe 119), Berlin 1983, S. 4–9; A. Pokladow, 150jähriges Jubiläum der Alexander Newski-Kirche zu Potsdam, in: *Russische Orthodoxe Kirche zu Dresden* (Hg.), Orthodoxer Kirchenkalender 1979, S. 84–88.

Soldatenchor. Für diese 28 Soldaten und ihre Familien wurde in der Nähe Potsdams eine Kolonie errichtet, die zu Ehren des Zaren den Namen »Aleksandrovka« bekam. Nach mittellrussischer Art wurden damals 14 Holzhäuser errichtet. 1826 kam es zur Grundsteinlegung einer Kirche; die Pläne stammten aus Petersburg, und die Ausführung lag in den Händen Potsdamer Fachleute unter Leitung des berühmten Baumeisters Karl Friedrich Schinkel. 1829 erfolgte die Einweihung der dem Heiligen Aleksandr Nevskij geweihten Kirche in Anwesenheit des Zaren Nikolaus I. und von Mitgliedern der preußischen Königsfamilie. Daß die Potsdamer Siedler seelsorglich fast immer von Berlin aus betreut wurden, wirkte sich auf deren geistliches Leben nicht sehr förderlich aus. Dazu kam noch, daß sie sich ihrer Heimatsprache immer mehr entfremdeten und auch die gottesdienstlichen Texte nicht mehr verstanden. Die seit 1836 gewährte Möglichkeit, auch in deutscher Sprache zelebrieren zu können, erwies sich in dieser Situation als sehr hilfreich. Auf die Initiative des Berliner Erzpriesters Mal'cev hin erhielt die Gemeinde 1886 einen eigenen Psalmenleser und schließlich Vasilij Goeken als eigenen Priester.

Dynastische Beziehungen führten auch an verschiedenen anderen Orten Deutschlands zur Errichtung orthodoxer Sakralbauten. Die älteste dieser Hofkirchen entstand 1727 im Kieler Schloß und war für die russische Großfürstin Anna Petrovna als Gemahlin des Herzogs von Holstein Gottorp bestimmt. Als sie 1799 aufgelöst wurde, kam ein Teil ihrer Einrichtung dann ins Schloß Ludwigslust nach Mecklenburg-Schwerin. Die orthodoxe Tradition in Weimar⁷ verbindet sich mit der Zarentochter Maria Pavlovna, die 1804 an den sächsischen Hof heiratete. Bis an ihr Lebensende blieb sie dem orthodoxen Glauben treu und ließ darum auch im Weimarer Schloß wie im ehemaligen Haus der Frau von Stein Kapellen einrichten. Gelegentlich soll sogar Goethe bei der Feier der Liturgie zugegen gewesen sein. Die Kapelle im Stein'schen Wohnhaus existierte über den Tod der Großfürstin hinaus als Kirche der Kaiserlich-Russischen Mission noch bis 1909. Die heutige Kirche wurde nach dem Tode Maria Pavlovnas auf Veranlassung ihres Sohnes über ihrer Gruft erbaut und 1862 eingeweiht. Sie steht unter demselben Patronat der Heiligen Maria Magdalena wie einst die Schloßkapelle und ist auch mit deren ursprünglicher Ausstattung versehen. Gottesdienste wurden in ihr nur in den Sommermonaten und an besonderen Gedenktagen gefeiert. Da es schon damals schwierig war, die für den Gottesdienst erforderlichen Sänger aus den eigenen Reihen aufzustellen, gewann man dazu auf vertraglicher Ebene Angehörige des Hoftheaters. Von Dresden⁸ wird berichtet, daß Zar Alexander I. 1814 in einer Kapelle im Brühl'schen Palais die Osternacht mitgefeiert haben soll. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts ist dann hauptsächlich aufgrund der großen russischen Gesandtschaft am sächsischen Königshof eine orthodoxe Gemeinde von 300 Familien bezeugt. Nachdem sie zuerst hintereinander in verschiedenen Kapellen zu Hause war, konnte sie nach manchen Schwierigkeiten die größte russische Kirche des deutschen Raumes bauen. Sie wurde unter das Patronat des Styliten Symeon des Jüngeren aus dem 6. Jahrhundert gestellt und 1874 feierlich eingeweiht. Ähnlich wie in Berlin

⁷ Dazu vgl. zusätzlich H. Mai – J. Flemming, a.a.O., S. 9–15; Abt Makari, Jubiläumsgottesdienst in Weimar. Die russische Kirche kann auf 120 Jahre zurückblicken, *SOrth* 2/1983, S. 20 f.

⁸ Dazu vgl. zusätzlich H. Mai – J. Flemming, a.a.O., S. 15–20; M. Dandar, Stätte der Anbetung und Sehnsucht nach dem Segen Gottes. Rückblick auf die hundertjährige Geschichte der Dresdner Kirche des hl. Simeon, *SOrth* 5/1974, S. 19–30.

kam es auch in Dresden zur Gründung eines allgemeinnützigen Vereins, der sich um Hilfsbedürftige kümmerte, für die Unterweisung der Kinder sorgte und auch Veranstaltungen zu religiös-ethischen und allgemein-kulturellen Themen organisierte.

Orthodoxe Haus- und Grabkapellen bzw. Gesandtschaftskirchen entstanden darüber hinaus im Laufe des 19. Jahrhunderts auch an folgenden Orten: im Schweriner Schloß und in Remplin, in Karlsruhe, Stuttgart, Darmstadt, Gotha und Coburg, Frankfurt/Main und Wiesbaden. In München gab es eine russische Hauskapelle seit 1789; man ging aber auch in die von den Griechen benutzte Salvatorkirche.

Eine weitere Kategorie von Kirchen entstand in Orten, an denen sich auch Russen häufig zur Kur aufhielten: 1876 in Bad Ems, 1882 in Baden-Baden, 1899 in Bad Homburg und andernorts. Solche Kirchenbauten wurden besonders durch den Erzpriester Mal'cev gefördert.

In Leipzig⁹ kam es erst 1913 zur Vollendung eines russischen Kirchenbaus. Orthodoxe Gottesdienste fanden dort aber auch schon wesentlich früher statt. So organisierten bereits in der Mitte des 18. Jahrhunderts zwei russische Fürsten, die hier studierten, einen Priester, der in einer auf ihre Kosten eingerichteten Hauskapelle für sie und andere Orthodoxe zelebrierte. Als sie Leipzig verließen, schenkten sie das Inventar den damals dort ansässigen Griechen. Seit 1847 scheinen die Russen an den Gottesdiensten der Griechen in einem Kirchsaal teilgenommen zu haben. Ende des vorigen Jahrhunderts kam dann in Petersburg der Gedanke auf, für die in der Völkerschlacht gefallenen 22 000 russischen Soldaten eine Gedächtniskirche zu errichten und sie zur 100jährigen Wiederkehr dieses Tages einzuweihen. Die Stadt stimmte zu und stellte das Baugelände unentgeltlich zur Verfügung, weil sie sich von dem Bauwerk eine attraktive Ergänzung des Völkerschlachtdenkmals und ihrer Silhouette versprach. Der Grundstein wurde am 28.12.1912 gelegt, und bereits am 17.10.1913 erfolgte die Weihe auf den Titel des Hl. Aleksij von Moskau. Der architektonische Entwurf stammte von einem Petersburger Architekten und hat sein Vorbild offensichtlich in der Christi-Himmelfahrts-Kirche in Moskau-Kolomenskoje (1530–1532), dem frühesten Beispiel einer russischen Zeltdachkirche. Ausgeführt wurde alles durch eine Moskauer Firma.

Nach Beginn des I. Weltkrieges erlosch das gemeindliche Leben immer mehr. Einige Geistliche – wie z. B. Erzpriester Mal'cev – wurden als Vertreter eines »Feindstaates« regelrecht ausgewiesen, die meisten anderen erhielten einen Rückruf nach Rußland oder gingen selbst. Die Gemeinden schrumpften rapide zusammen und sahen sich nicht nur den Problemen des Priestermangels ausgesetzt, sondern auch den Repressionen der deutschen Behörden. So hieß es z. B. in einer Verlautbarung der Dresdner Polizeidirektion vom 30.3.1915, daß »gewisse sicherheitspolitische Bedenken gegen die Wiederaufnahme des Gottesdienstes in der ... russischen Gesandtschaftskirche insofern bestehen, als der in russischer Sprache stattfindende Gottesdienst sich nicht genügend darauf würde überwachen lassen, ob er etwa in antideutschem Sinne abgehalten und zu Fürbitten für den Sieg

⁹ Dazu vgl. zusätzlich J. Choroschewitsch, 70 Jahre Russisch-Orthodoxe Gedächtniskirche zum heiligen Alexius in Leipzig, in: *Russische Orthodoxe Kirche zu Dresden* (Hg.), Orthodoxer Kirchenkalender 1983, S. 79–82; H. Mai – J. Flemming, a.a.O., S. 20–28.

der russischen Waffen benutzt werden wird«¹⁰. Eine Epoche deutsch-russischer Kulturbeziehungen war durch diesen Krieg zu Ende gegangen.

2. Griechische Anfänge¹¹

Anders als bei den Russen verdanken die ältesten griechischen Gemeinden Deutschlands ihre Entstehung vor allem dem Handel. Diese Tätigkeit wurde im Osmanischen Reich hauptsächlich von Griechen ausgeübt, und das Streben nach größerem Gewinn führte zur Ausweitung der Geschäfte auch in den deutschen Raum hinein. Einen besonderen Anziehungspunkt für den Ost-West-Handel stellte die Leipziger Messe dar. Die ersten griechischen Kaufleute erschienen dort in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Zusammen mit anderen christlichen Händlern aus der Walachei, Armenien und der Türkei sollen es von 1765 bis 1818 insgesamt 5725 Personen gewesen sein. Ihr Aufenthaltsort war ein Gebäude in der Nähe des Marktes, das man »Griechenhaus« bzw. »Griechisches Bethaus« nannte. Ob Russen oder Griechen nun als erste in Leipzig eine Kapelle gründeten, ist umstritten. Zum einen gibt es die Version mit den russischen Adligen, die 1740 eine Kapelle errichtet und beim Verlassen Leipzigs diese den Griechen übertragen hätten. Zum anderen wird behauptet, daß es in Leipzig bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine griechische Kapelle gegeben hätte. Umstritten ist auch, an welchem Ort die erste griechische Liturgie für Gemeindeglieder gefeiert worden sein soll: in Leipzig oder Breslau. Sehr wahrscheinlich gebührt Leipzig der Vorrang. Dort ist dafür der 29.9.1743 belegt, während es in Breslau am 10.5.1744 gewesen sein soll. Die Leipziger Kapelle wurde in der Folgezeit mehrmals verlegt. Zuwachs und geistige Impulse erhielt die Gemeinde durch griechische Gelehrte, die hier günstigere Bedingungen als in Venedig vorfanden, um ihre Bücher herauszugeben.

Für Breslau werden griechische Kaufleute schon an der Wende vom 17. zum 18. Jh. namentlich bezeugt, eine kleine orthodoxe Gemeinde aus Griechen, Russen und Armeniern hat es aber erst infolge des preußischen Versuchs gegeben, den schlesischen Handel durch die Gründung einer Breslauer Messe von der Leipziger Vorherrschaft zu befreien. Sowohl Messe als auch Gemeinde erlangten aber keine Bedeutung und existierten nicht lange.

In Chemnitz war es die Textilindustrie, die seit 1764 zur Ansiedlung griechischer Handelsleute aus Mazedonien führte. Bis zum 19. Jahrhundert beherrschten sie dort den Baumwollhandel und erlangten eine so große Bedeutung, daß Friedrich August von Sachsen denen, die sich bereiterklärten zu bleiben, den erblichen Adelstitel verlieh. Kirchlich waren sie an die Leipziger Gemeinde angebunden; dorthin fuhren sie zu Gottesdiensten, und gelegentlich kam auch der Leipziger Priester nach Chemnitz, um sie seelsorglich zu betreuen.

¹⁰ N. Thon, Die russische orthodoxe Gemeinde zu Berlin bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, *COst* 41 (1986) 159.

¹¹ Zur folgenden Darstellung vgl. A. Alevissopoulos, Die Anfänge der griechischen Orthodoxie in Deutschland, in: A. Kallis (Hg.), Dienst am Volk Gottes. Leben und Wirken der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland. Exarchat von Zentraleuropa, Herten 1992, S. 97–116, davon S. 97–107.

Nach 1825 bildete sich auch in München eine Gemeinde. Hierbei spielte jedoch nicht der Handel die auslösende Rolle, sondern die Möglichkeit, sich auf verschiedene Weise aus- und fortbilden zu können. So ergab sich die tragende Schicht der griechischen Gemeinde aus Schülern, Studenten, Künstlern und Architekten, die entweder das Lyzeum, die Militärakademie oder die Universität besuchten. Es war die Zeit, in der Griechenland das osmanische Joch allmählich abschütteln konnte, 1821 seine Unabhängigkeit proklamierte und nach der Befreiung von den Türken zunächst über drei Jahrzehnte (1832–1862) einen bayrischen König (Otto I., Sohn Ludwigs I.) an seiner Spitze hatte. Ab 1829 stand die Münchner Salvatorkirche der Seelsorge an den jungen Griechen und für den Gottesdienst zur Verfügung. Durch ein Gesetz von 1834 wurden die Orthodoxen auch den mit Rom Unierten rechtlich gleichgestellt. Ein Kirchenkomitee zu wählen bzw. dessen Rechtsfähigkeit zu erhalten, erwies sich jedoch als schwierig, da es zu wenig mündige Gemeindeglieder gab, die zugleich auch in München einen festen Wohnsitz hatten. Ab 1844 wurde die Verwaltung der Kirche darum der Stadt und dem griechischen Pfarrer überlassen. Diese Kirche war auch für die Russen von Bedeutung. Zarin Aleksandra machte ihr eine große Schenkung, und als 1862 die Anglikaner versuchten, die Kirche zu übernehmen, konnte das mit Hilfe des russischen Botschafters verhindert werden.

Die Gründung der Leipziger Gemeinde steht zwar in Verbindung mit einem griechischen Priester, der 1742 aus Dresden geholt worden sein soll, konkrete Hinweise auf eine dortige Gemeinde gibt es aber erst vom Anfang des 20. Jahrhunderts. Hier war es wieder der Handel – vor allem mit Tabak – der 1906 eine Gemeindegründung ermöglichte. Gehörten anfangs nur 36 ordentliche Mitglieder dazu, so stieg deren Zahl in den zwanziger Jahren auf 300 an. Von 1909 bis zum I. Weltkrieg gab es in den Räumen des Gemeindehauses auch eine Schule. Man hatte jedoch keine eigene Kirche und beteiligte sich am russischen Gottesdienst. Eine Zeitlang soll dieser durch den russischen Priester darum an jedem 15. Tag in griechischer Sprache gehalten worden sein.

Zu griechischen Gemeindegründungen auf deutschem Boden kam es am Anfang unseres Jahrhunderts auch noch in Berlin und Görlitz. Die 1904 entstandene Berliner Gemeinde sah laut Statuten ihren Zweck in »der Errichtung und Erhaltung einer Kirche ..., der Förderung der religiösen und vaterländischen Gefühle der in Berlin lebenden Griechen und der gegenseitigen Unterstützung ihrer Mitglieder, sowie auch ... Nichtmitglieder«¹². Ihre Kapelle, die bei der griechischen Botschaft bestand, wurde im II. Weltkrieg zerstört. Einmalig erscheint die Episode, die während des I. Weltkrieges zur zeitweiligen Existenz einer griechischen Gemeinde von fast 7000 Mitgliedern in Görlitz geführt hat. Ein Heereskorps, das 1916 in Ostmazedonien abgeschnitten worden war, hatte sich, um nicht in Gefangenschaft zu geraten, bereit erklärt, nach Deutschland zu kommen, wenn es dort als »Gast« behandelt würde. Und so beherbergte Görlitz zwei Jahre lang 6000 griechische Soldaten und 400 Offiziere; einige blieben auch länger. Die Seelsorge lag in den Händen von drei Militärpfarrern. Nach dem Krieg kehrten die meisten dieses Korps wieder nach Griechenland zurück; das orthodoxe Leben erlosch bald, und die Zurückgebliebenen assimilierten sich.

¹² A. Alevisopoulos, a.a.O., S. 107.

3. Ein rumänischer Anfang¹³

Schließlich wurde 1866 in Baden eine Kirche geweiht, die – aus heutiger Perspektive betrachtet – gewissermaßen den Anfangspunkt rumänisch-orthodoxer Präsenz in Deutschland darstellt. Der moldauische Fürst Michael Stourzas ließ sie zum Andenken an seinen verstorbenen Sohn errichten. Eine Gemeinde gab es zu dieser Zeit aber offensichtlich nicht.

II. Die Geschichte der russischen Gemeinden seit dem Ende des I. Weltkrieges

1. Die Sammlung der Emigranten und die jurisdiktionelle Aufspaltung¹⁴

Die 1917 in Rußland ausgelösten revolutionären Umwälzungen mit ihren Folgen von Bürgerkrieg und Hungersnot führten zu einer enormen Emigrations- und Fluchtwelle. Wie man heute schätzt, sollen etwa zweieinhalb Millionen Menschen die Gebiete des alten Zarenreiches in alle Himmelsrichtungen verlassen haben, weil sie sich politisch, physisch oder geistig in Gefahr sahen. Viele zog es auch nach Deutschland, wo man zunächst mit einer durchschnittlichen Zahl von etwa 100.000 rechnete. Die »Russische Kolonie« in Berlin schwoll Anfang der zwanziger Jahre sogar zeitweilig auf 300.000 Emigranten an. Zu ihnen gehörten Vertreter des Hochadels und des Militärs, Politiker und Beamte, Kaufleute und Industrielle, Wissenschaftler und Ärzte, Künstler, Schriftsteller und Journalisten sowie auch Angehörige ärmerer Schichten. Im Kampf gegen die bolschewistischen und später sowjetischen Machthaber formierten sich unterschiedliche Lager: die einen strebten eine Rückkehr zur Monarchie an, andere hingegen favorisierten demokratische Lösungen. Unabhängig von ihrer Herkunft litten die meisten große Not. Ihre Situation wurde durch die »Internationale Rundschau der Arbeit« folgendermaßen charakterisiert: »Die russischen Flüchtlinge entstammen den verschiedensten Bevölkerungskreisen, doch befinden sie sich sämtlich in erbarmungswürdigen Umständen, ohne Geld, ohne Bekleidung, meist ohne Kenntnis der Landessprache, ohne Fähigkeit, einem Gewerbe nachzugehen und auch zur Ansiedlung in einem fremden Land völlig ungeeignet«¹⁵ Trotz aller Anstrengungen russischer Hilfskomitees, des Amerikanischen Roten Kreuzes und des Berliner Caritas-Verbandes konnte nur begrenzt geholfen werden, etliche verhungerten sogar. Dennoch entfaltete sich schon bald in diesem russischen Emi-

¹³ Vgl. A. Alevisopoulos, a.a.O., S. 108.

¹⁴ Zur »Russischen Kolonie« in Berlin vgl. W.-B. Wendlandt / V. Koop (Hgg.), Ein Stück Rußland in Berlin. Die Russisch-Orthodoxe Gemeinde Reinickendorf, Berlin 1994, S. 86–97. Zur Situation der Gemeinden vgl. K. Gaede, Russische Orthodoxe Kirche in Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Köln 1985, S. 53–134; Dies., Gemeinden der Russischen Orthodoxen Kirche in Deutschland. Entstehung und Entwicklung, (s. Anm. 3), S. 935–938. Zur jurisdiktionellen Problematik vgl. bes. G. Seide, Die Russisch-Orthodoxe Kirche in der Bundesrepublik Deutschland, OS 20 (1971) 160–162, 166; Ders., Geschichte der Russischen Orthodoxen Kirche im Ausland von der Gründung bis in die Gegenwart, Wiesbaden 1983, S. 7–63; 240–242.

¹⁵ W.-B. Wendlandt / V. Koop (Hgg.), a.a.O., S. 95.

grantenmilieu Berlins ein unvergleichbar reges geistiges Leben. Inflation und Arbeitslosigkeit führten Ende der zwanziger Jahre dann dazu, daß viele Russen Deutschland wieder verließen und in andere Länder abwanderten.

Kristallisationspunkte der russischen Emigration waren vor allem jene Orte gewesen, in denen bereits orthodoxe Gemeinden bestanden. Etwa die Hälfte aller Emigranten fühlte sich ihnen verbunden. Ab 1919 hat es dort wieder Gottesdienste und nach und nach auch ansässige Priester gegeben. Für die noch unversorgten Gemeinden war zeitweise ein »Reisepriester« unterwegs. Um rechtlich abgesichert zu sein und über ihre Grundstücke verfügen zu können, konstituierten sich die Gemeinden nunmehr als eingetragene Vereine. Wie aus verschiedenen Satzungen hervorgeht, widmete man sich wie einst auch karitativen, katechetischen und kulturellen Aufgaben. Außerdem wurden in zwei Städten Schwesternschaften gegründet, die sich an russischen Vorbildern des 19. Jahrhunderts orientierten: 1924 in Dresden und 1932 in Berlin.

Jurisdiktionell kam es in den russischen Gemeinden Deutschlands bald zu erheblichen Problemen und schließlich zur Aufspaltung in drei verschiedene Gruppierungen. Bis zum I. Weltkrieg hatten die betreffenden Gemeinden dem Metropoliten von St. Petersburg unterstanden. In den Kriegsjahren erfuhren sie dann durch die Königlich-Spanische Botschaft in Berlin – als Vertreterin russischer Interessen gegenüber dem Deutschen Reich – Schutz und Unterstützung. Infolge der Oktoberrevolution von 1917 brachen schließlich sämtliche Beziehungen zur heimatlichen Mutterkirche ab. Da der dortige Patriarch aufgrund der Bürgerkriegswirren keinen Einfluß mehr auf Südrußland nehmen konnte, kam es für dieses Gebiet mit seinem Einverständnis 1919 in Stavropol zur Gründung einer »Obersten Kirchenverwaltung«. 1920 wurde dieses »Notgremium« durch ein patriarchales Dekret bestätigt, das noch heute der sogenannten Auslandskirche als kanonische Grundlage gilt. Zugleich konstituierte sich diese Kirchenverwaltung nach ihrer Emigration in Konstantinopel zur »Heiligen Bischofssynode der Russischen Orthodoxen Kirche im Ausland«. Der ebenfalls emigrierte Erzbischof Evlogij erhielt vom Patriarchen den Auftrag, sich so lange um die auslandsrussischen Gemeinden zu kümmern, bis deren Verbindung zu St. Petersburg wieder ungehindert möglich wäre. Inzwischen verlegte die »Oberste Kirchenverwaltung« 1921 auf Einladung des serbischen Patriarchats ihren Sitz nach Karlovitz; in den Wirren des II. Weltkrieges zog sie dann über Karlsbad nach München weiter, und 1950 ließ sie sich schließlich auf Dauer in New York nieder. Schon 1927 – nach der von den Sowjets erzwungenen Loyalitätserklärung des Metropoliten Sergij – war die Gemeinschaft mit dem Moskauer Patriarchat völlig abgebrochen worden, weil es sich dadurch nach Meinung der Auslandskirche freiwillig zum Knecht einer gottlosen Regierung gemacht hatte. Evlogij nun, der 1922 auf Beschluß der Auslandskirche zum Metropoliten erhoben worden war und seinen Sitz zunächst in Berlin hatte, wechselte 1923 nach Paris über. Als er sich 1926 mit der Auslandskirche überwarf, unterstellte er sich zunächst wieder dem Moskauer Metropoliten, 1931 aber dann dem Ökumenischen Patriarchat von Konstantinopel. Im selben Jahr gründete daraufhin die »Oberste Kirchenverwaltung im Ausland« die »Russisch-orthodoxe Diözese des orthodoxen Bischofs von Berlin und Deutschland« und setzte den 1924 noch von Evlogij zum Bischof geweihten Tichon als deren ersten Bischof ein. Damit gab es seit 1931 in Deutschland drei verschiedene russische Jurisdiktionen: Ein Teil der Gemeinden unter-

stand mit Metropolit Evlogij dem Ökumenischen Patriarchat; ein weiterer Teil gehörte zur Auslandskirche, und ein anderer Teil verblieb beim Moskauer Patriarchat.

2. Das Gemeindeleben *während der nationalsozialistischen Herrschaft*¹⁶

Als 1933 die Nationalsozialisten in Deutschland an die Macht kamen, favorisierten sie die Karlovitzer Jurisdiktion und strebten eine Gleichschaltung der verschiedenen Gemeinden an. Das betreffende Bistum, das zunächst nur drei Gemeinden umfaßte, erhielt 1936 durch das Preußische Staatsministerium dann auch die »Rechte einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft«. 1938 wurde dieser Beschluß noch durch ein Gesetz über den Grundbesitz der Russisch-Orthodoxen Kirche in Deutschland erweitert. Alle orthodoxen Personen konnten nun unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit in dieses Bistum aufgenommen werden. Außerdem billigte ein Gesetz von 1940 der russischen Diözese zu, Kirchensteuer zu erheben. Diese Regelung löste bei vielen Gemeinden und Priestern auch Widerspruch aus, da man am Prinzip freiwilliger Gaben festhalten wollte. Trotz der innerkirchlichen Zerrissenheit und des politischen Drucks wuchsen die Gemeinden bis 1938 teilweise stark an und entfalteten ein reges Gemeindeleben. Dazu gehörten auch Gesprächskreise und Publikationen zu liturgischen, theologischen und geistlichen Themen. Eng verbunden mit der rechtlichen Konsolidierung der deutschen Diözese war der Bau einer Kathedrale in Berlin-Wilmersdorf, der einzigen orthodoxen Kirche, die zwischen 1919 und 1945 in Deutschland entstand. Die Grundsteinlegung erfolgte 1936 und die Weihe 1938. Wie loyal die Auslandskirche zum nationalsozialistischen Regime eingestellt war, kommt sehr deutlich in der Urkunde zum Ausdruck, die unter dem Altar eingemauert wurde; darin heißt es u.a.: »Unter der Regierung des christlichen Führers des deutschen Volkes, Adolf Hitler ... ist durch die Mühewaltung der deutschen Regierung ... die Kathedralkirche errichtet worden...«¹⁷ Da der Preußische Staat die Mittel zur Verfügung gestellt hatte, blieb die noch heute existierende »Christi-Auferstehungs-Kathedrale« dessen Eigentum und stand der russischen Auslandskirche nur zur gottesdienstlichen Nutzung zur Verfügung. 1945 wechselte sie in die Jurisdiktion des Moskauer Patriarchats. Neben der Kirchweihe in Berlin kam es 1938 auch zur Ablösung des bisherigen Bischofs: Er fiel Intrigen zum Opfer und mußte in den Ruhestand gehen. Sein Nachfolger hieß Seraphim (Lade); er war mit 20 Jahren 1903 in Dresden zur Orthodoxie übergetreten, hatte dann in Rußland studiert und als Priester gewirkt und war, nachdem man ihn 1924 als Witwer zum Mönch und Vikarbischof geweiht hatte, 1930 schließlich aus der UdSSR geflohen. Als Bischof und später Erzbischof von Berlin und Deutschland versuchte er mit Kompromissen, den Fortbestand seiner Kirche zu sichern. Läßt sich

¹⁶ Zur folgenden Darstellung vgl. K. Gaede, Russische Orthodoxe Kirche in Deutschland in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Köln 1985, S. 135–264; *Dies.*, Gemeinden der Russischen Orthodoxen Kirche in Deutschland. Entstehung und Entwicklung, (s. Anm. 3), S. 938–940; *Dies.*, Russische Orthodoxie in Deutschland während der Zeit des Faschismus, in: H. Goltz (Hg.), Tausend Jahre Taufe Rußlands. Rußland in Europa, Leipzig 1993, S. 237–243; G. Seide, Die Russisch-Orthodoxe Kirche in der Bundesrepublik Deutschland, OS 20 (1971) 166–168; *Ders.*, Geschichte der Russischen Orthodoxen Kirche im Ausland von der Gründung bis in die Gegenwart, Wiesbaden 1983, S. 242–246.

¹⁷ G. Seide, Die Russisch-Orthodoxe Kirche in der Bundesrepublik Deutschland, OS 20 (1971) 168.

nach außen hin auch eine nazifreundliche Haltung belegen, so konnte er als Deutschstämmiger die Gemeinden doch offenbar vor manchen politischen Verdächtigungen und Einmischungen schützen. Außerdem mühte er sich auch um die Ausbildung von Geistlichen und Laienpredigern und ließ theologische Kurse für Direkt- und Fernstudenten einrichten. Staatlicherseits gab es z.T. gegenläufige Interessen: Die einen förderten das russische Bistum mit der Vorstellung einer Einheitskirche, der alle orthodoxen Gemeinden des sich ausdehnenden deutschen Einflußbereiches unterstellt werden sollten, andere planten eine generelle Ausschaltung der Russischen Orthodoxen Kirche. Der ersten Richtung entsprach dann auch, daß nach der Eroberung Polens die Orthodoxe Kirche im »Generalgouvernement« zeitweise von Erzbischof Seraphim mitverwaltet wurde und die deutsche Diözese 1942 die Erweiterung zum sogenannten »Mitteleuropäischen Metropolitankreis« erfuhr.

Nach Beginn des II. Weltkrieges wurden die orthodoxen Gemeinden mit neuen Herausforderungen konfrontiert. Unter den aus westeuropäischen Ländern, besonders aus Frankreich, nach Deutschland verpflichteten Zwangsarbeitern waren auch zahlreiche orthodoxe Emigranten. Hinzu kamen die ebenfalls in Lagern untergebrachten Kriegsgefangenen aus der Sowjetunion und die sogenannten »Ostarbeiter«. Mit Erlaubnis der Behörden konnten in verschiedenen Lagern Priester der deutschen Diözese wenigstens an Feiertagen Gottesdienste halten. Dies ist z. B. von Ludwigshafen, Mannheim, Luckenwalde oder Hamburg berichtet. Mancherorts entstanden eigene Gemeinden oder Barackenkirchen. Sicher hat das Wissen um solche Lager und das damit verbundene Schicksal von Angehörigen desselben Volkes oder Glaubens mit dazu beigetragen, daß man in den anderen orthodoxen Gemeinden Deutschlands der nationalsozialistischen Ideologie gegenüber skeptischer wurde. Seelsorglich mußten aufgrund veränderter äußerer Bedingungen manchmal kirchliche Regelungen angepaßt oder neu getroffen werden. So führte ein zu großer Andrang von Gläubigen z. B. gelegentlich dazu, die Beichte in öffentlicher und gemeinsamer Form abzunehmen oder Gottesdienste zu verkürzen. Dabei beschritt man aber auch nicht völlig neue Wege, sondern orientierte sich an Möglichkeiten, die das Landeskonzil von 1917/18 schon in den Blick genommen hatte. Zu ökumenischen Kontakten kam es in dieser Zeit verständlicherweise noch nicht sehr häufig. Evangelischer- wie katholischerseits gab es einige Unterstützung im sozialen Bereich oder bei Verhandlungen mit deutschen Behörden; gelegentlich wurden auch Räume zum Gottesdienst oder Religionsunterricht zur Verfügung gestellt. Als herausragendes Beispiel muß der Kreis von Katholiken, Protestanten und Orthodoxen genannt werden, der sich heimlich in der Wohnung eines Pastors in Berlin-Charlottenburg traf. Einige davon – darunter auch der bekannte Max Josef Metzger – sind dem nationalsozialistischen Terror zum Opfer gefallen. Dasselbe Schicksal traf u.a. auch zwei orthodoxe Vertreter des aktiven Widerstands: Aleksandr Schmorell aus der Gruppe der »Weißen Rose« und Liane Berkovitz, die der »Roten Kapelle« angehörte.

3. Die Entwicklung in den letzten fünf Jahrzehnten¹⁸

Unter den zahllosen Flüchtlingen, die seit Ende des II. Weltkrieges nach Deutschland strömten, waren auch viele orthodoxe Gläubige. Die meisten von ihnen bevorzugten dabei aus verständlichen Gründen die westlichen Gebiete, und nicht die sowjetische Besatzungszone. Hinzu kamen noch ehemalige Zwangsarbeiter, die nicht in ihre Heimat zurückkehren wollten. Die bestehenden russischen Gemeinden wuchsen enorm an, und vielerorts gründete man auch neue. Auf dem Gelände mancher Flüchtlingslager wurden »Barackenkirchen« und in verschiedenen Städten sogar feste Sakralbauten errichtet. Da sich unter den Flüchtlingen eine ganze Reihe von Geistlichen befand, konnte die russische Orthodoxie Deutschlands nunmehr – im Gegensatz zu den dreißiger Jahren – für einige Zeit auch nicht über Priestermangel klagen.

Gravierende Probleme ergaben sich jedoch infolge der politischen und staatlichen Veränderungen, die 1945 ihren Anfang nahmen. Die »Russisch-orthodoxe Diözese des orthodoxen Bischofs von Berlin und Deutschland« verlor sofort ihren Status als »Körperschaft des Öffentlichen Rechts«, da dies jetzt in die Zuständigkeit der einzelnen Länder fiel, und in der sowjetisch besetzten Zone büßte sie auch sämtliches Eigentum an Kirchen und Grundstücken ein. Im selben Jahr noch – 1945 – wechselten die drei Berliner Gemeinden in die Moskauer Jurisdiktion über, während Metropolit Seraphim seinen Sitz nach München verlegte. Hier residierte nun auch die Bischofssynode der russischen Auslandskirche bis zu ihrer Übersiedlung in die USA im Jahre 1950. Zu dieser Zeit, bevor auch viele russische Emigranten noch weiterzogen, soll es allein in München 12 russische Kirchen und Kapellen und 3 russische Gymnasien gegeben haben; andernorts hätte das eigene Ausbildungswesen bereits mit dem Kindergarten begonnen. Nach 1950 erhielt die Auslandskirche – nunmehr aber in den einzelnen Bundesländern – wieder den Status einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft, allerdings ohne die Möglichkeit, von ihren Mitgliedern Steuern zu erheben. An und für sich hätte sie dafür nur in Bayern die ausreichende Mitgliederzahl gehabt. Um dies aber auch in anderen Bundesländern zu erreichen, behalf man sich damit, alle aus Rußland stammenden orthodoxen Emigranten als Mitglieder der russischen Auslandskirche zu bezeichnen, unabhängig davon, ob sich die Nichtrussen unter ihnen (z. B. Ukrainer, Weißrussen, Georgier, Letten, Litauer, Esten oder Polen) nicht einer anderen eigenständigen orthodoxen Kirche zugehörig fühlten. Aufgrund dieses Selbstverständnisses mit seinem Alleinvertretungsanspruch für alle, die einstmals dem Moskauer Patriarchat unterstanden, erkannte man deren Kirchen sowieso nicht an. In den ersten Jahren nach 1945 war die Anzahl der Gläubigen und Gemeinden noch so groß, daß das Bistum sogar in drei Vikariate mit je einem Bischof unterteilt wurde: Es handelte sich dabei um Hessen, Bayern und die Britische Zone (später Norddeutschland). Darüber hinaus gab es noch andere Bischöfe mit besonderen Aufgaben. Die ständige Abwanderung von Gläubigen führte jedoch zu einer Schrumpfung der Gemeinden, und der ausbleibende Priesternachwuchs ließ manche ohne eigenen Geistlichen

¹⁸ Zur Phase bis 1971 vgl. G. Seide, a.a.O., S. 168–184. Zu den Berliner Verhältnissen zwischen 1945 und 1960 vgl. H.-D. Döpmann, Die Russische Orthodoxe Kirche in Geschichte und Gegenwart, Berlin 1977, S. 269 f. Zur Wirksamkeit des »Mitteleuropäischen Exarchats vgl. z. B. auch L. Borgmann, Begegnungen mit der Russischen Orthodoxen Kirche, Berlin 1978.

zurück. Im Laufe der Jahre hat es zwar einige deutsche Konvertiten gegeben, deren Zahl ist jedoch in Grenzen geblieben. Eine Aufgliederung in Vikariate gibt es schon längst nicht mehr. Heute weist diese Kirche außer einem Erzbischof (namens Mark) noch 21 Priester und zwei Diakone auf.¹⁹ Neben ihren Gemeinden verfügt sie auch über ein Männerkloster in München, das zugleich als Publikations- und Bildungszentrum dient.²⁰ Von den historisch bedeutsamen russischen Kirchenbauten im Gebiet der alten Bundesrepublik sind die meisten in ihrem Besitz. Aufgrund dessen, daß die russische Auslandskirche von den anderen orthodoxen Kirchen nicht als kanonisch anerkannt wird und selbst zu den übrigen Konfessionen und zur Ökumenischen Bewegung auf Distanz bleibt, ist sie seit dem II. Weltkrieg in eine immer größere Isolation geraten.

Die Entwicklung der unter Moskauer Jurisdiktion stehenden russischen Gemeinden Deutschlands verband sich seit 1945 mit dem Bestreben des Patriarchats, den Kontakt zu den außerhalb seines Territoriums lebenden orthodoxen Russen wieder enger zu gestalten. Eine erste Folge war, daß sich in Frankreich und anderen westeuropäischen Ländern mehr als 75 Gemeinden dem Moskauer Patriarchat unterstellten und damit die Gründung eines Westeuropäischen Exarchates ermöglichten. Mit dessen Leitung wurde der Metropolit Evlogij betraut. Ein Teil der Gemeinden sonderte sich nach 1946 jedoch wieder ab und bildete bis 1965 das Westeuropäische russisch-orthodoxe Exarchat unter der Jurisdiktion des Ökumenischen Patriarchen. Aufgrund Moskauer Einsprüche wurde diese Zugehörigkeit für mehrere Jahre unterbrochen. 1971 kehrten diese Gemeinden in die Obhut des Patriarchen von Konstantinopel zurück und gehören heute zum »Orthodoxen Erzbistum von Westeuropa«.

Sonderbarerweise gab es nach der Befreiung Berlins schon bald einen unter Moskauer Jurisdiktion stehenden russischen Bischof von Berlin und Deutschland. Es war der bis dahin dem Patriarchat von Konstantinopel zugehörige Erzbischof Aleksandr (Nemolovskij) von Brüssel und Belgien, der 1940 wegen Äußerungen gegen Hitler durch die Gestapo festgenommen und in Berlin inhaftiert worden war. 1945 hatte er sich wieder seiner russischen Mutterkirche angeschlossen und leitete nun kurzzeitig die russischen Gemeinden in Deutschland. Dabei unterstand er als Vikar dem Metropoliten Evlogij innerhalb des Westeuropäischen Exarchats des Moskauer Patriarchats. 1948 kehrte er jedoch nach Brüssel zurück und leitete bis zu seinem Tod 1960 wieder die russischen Gemeinden Belgiens. Der dann von 1951 bis 1954 in Berlin amtierende Erzbischof Boris (Wik) nahm zeitweilig auch die Aufgaben eines Exarchen für Westeuropa wahr. Danach verloren die deutschen Gemeinden des Moskauer Patriarchats für fünf Jahre erst einmal den Status einer Eparchie und gehörten lediglich als Propstei zum Westeuropäischen Exarchat. Mit dem Jahr 1959 bahnte sich jedoch eine rechtliche Wende an. Zunächst wurde die Eparchie wiederhergestellt, und 1960 erfolgte ihre Erhebung in den Rang eines eigenen Exarchats für Mitteleuropa mit Sitz in Berlin-Karlshorst. Daneben gab es schon das Ukrainische, das Westeuropäische sowie das Zentral- und Südamerikanische Exarchat. In

¹⁹ Vgl. *ÖC-ACKiD* (Hg.), Verzeichnis der Geistlichen der Orthodoxen und Orientalischen Orthodoxen Kirchen in Deutschland, Frankfurt 1995, S. 8 f.

²⁰ Vgl. G. Seide, Die Klöster der Russischen Orthodoxen Kirche im Ausland in Vergangenheit und Gegenwart. 60 Jahre Exil 1920–1980, (ATSI 32), München 1984, S. 103–111.

diesen vier Verwaltungsbezirken waren die Bistümer des Moskauer Patriarchats zusammengefaßt, die sich außerhalb seines eigentlichen Territoriums befanden. Erster Exarch in Berlin wurde Erzbischof Ioann (Wendland). In der Anfangsphase gliederte man die außerhalb der sowjetischen Besatzungszone gelegenen Gebiete in zwei Vikariate und unterstellte dabei das westdeutsche dem Westberliner Vikariat. Infolge der sowjetischen Dreistaatentheorie wurde diese Verbindung 1964 jedoch wieder gelöst. Nunmehr bestand das Exarchat für einige Jahre aus einer eigenen Eparchie in der DDR mit Vikariaten in Westberlin und der BRD. 1962 wurden ihm noch die österreichischen Gemeinden angegliedert. Zu weiteren Differenzierungen kam es durch die Errichtung zweier selbständiger Bistümer in der BRD: 1970 für den nördlichen und 1971 für den südlichen Teil. Zum Vorsteher des Nordbistums wurde Erzbischof Aleksij (van der Mensbrugghe) und zum Amtssitz Düsseldorf bestimmt. Die Leitung des Südbistums von Baden-Baden und Bayern hingegen übernahm Bischof Irinej (Sussemihl). Ab 1971 umfaßte das Mitteleuropäische Exarchat des Moskauer Patriarchats also die vier Bistümer: Berlin, Düsseldorf, Baden-Bayern und Wien. Diese strukturelle Entfaltung stand in keinem ausgewogenen Verhältnis zur geringen Anzahl der Gemeinden und Gläubigen in all diesen Gebieten und erfolgte sicherlich nicht nur oder überwiegend aus seelsorglichen Gründen. Zu den Aufgaben des Exarchats gehörte es auch, ökumenische Kontakte zu pflegen und das Moskauer Patriarchat gegenüber den anderen Kirchen, dem Staat und der Gesellschaft zu repräsentieren. Dem diente z. B. die deutschsprachige Zeitschrift »Stimme der Orthodoxie«, die seit 1961 in 12 Nummern pro Jahr erschien und oft unentgeltlich an Interessenten verschickt wurde (inzwischen sind es jährlich nur noch 4 recht geistlich geprägte Nummern). Hinzu kam die Teilnahme von Vertretern des Exarchats an ökumenischen Gottesdiensten oder Gemeindeabenden. Eine etwas problematische Form der Repräsentation waren die alljährlichen Empfänge, die von den nach einigen Jahren immer wieder wechselnden Exarchen jeweils anläßlich des Osterfestes und des Namenstages des Patriarchen gegeben wurden und zu denen Vertreter der Kirchen, des Staates (z. B. Sekretär für Kirchenfragen) und SED-naher gesellschaftlicher Organe (z. B. der Nationalen Front, der CDU oder der sogenannten Berliner Konferenz) eingeladen waren. Zu allen offiziellen Anlässen gehörte es, das Engagement der Russischen Orthodoxen Kirche für Frieden und Völkerverständigung zu betonen und – wenigstens indirekt – die Übereinstimmung mit der sowjetischen Außenpolitik zum Ausdruck zu bringen. Kritische Töne über die kommunistische Kirchenpolitik und die wirklichen Zustände in der Sowjetunion waren begreiflicherweise nur gelegentlich bei Einzelgesprächen im Freien zu hören.

Als die Sowjetunion Ende der achtziger Jahre politisch und national zusammenbrach, brachte das dem Moskauer Patriarchat nicht nur freiere Verhältnisse, sondern auch neue Probleme. Dazu gehörten die kirchlichen Bestrebungen in der Ukraine und in Weißrußland, sich von der Russischen Orthodoxen Kirche zu lösen. Um diese Tendenzen aufzufangen, billigte das Moskauer Patriarchat für die betreffenden Gebiete eine größere kirchliche Selbständigkeit. Das drückte sich auch darin aus, daß die Exarchatsordnung 1990 insgesamt verändert wurde.²¹ Nur noch die Ukrainische und die Weißrussische Orthodoxe Kirche sollten Exarchate heißen; die anderen in Amerika, West- und Mitteleuro-

²¹ Vgl. *SOrth* April 1990, S. 6 f.; *SOrth* Mai 1990, S. 6–8 (= Exarchatsordnung).

pa hingegen wurden als administrative Vereinigungen aufgehoben. Dabei hatte man aber zunächst die Absicht, alle einzelnen Bistümer, die es im Ausland gab, zu erhalten. Ende 1992 beschloß der Hl. Synod der Russischen Orthodoxen Kirche jedoch, die drei in Deutschland gelegenen Diözesen in ein einziges Bistum von »Berlin und Deutschland« umzuwandeln und den bisher für Berlin und Leipzig zuständigen Bischof Feofan mit der Leitung zu betrauen. Liturgischen Ausdruck fand diese Neuordnung in einem feierlichen Gottesdienst am 24.1.1993 in der Berliner Auferstehungs-Kathedrale.²² Zum Bistum gehören heute etwa 20 kleine Gemeinden und ca. 25 Geistliche (Priester und Diakone).²³ Erzbischof Longin, der bisher dem Düsseldorfer Bistum vorstand, ist nun damit betraut, die ständige Vertretung des Moskauer Patriarchats in Deutschland wahrzunehmen. Zu seinen Aufgaben gehört es, Hilfslieferungen nach Rußland zu koordinieren sowie kulturelle, wirtschaftliche und politische Beziehungen zu pflegen. Das Berliner Bistum genießt inzwischen im Land Brandenburg den Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts. Es ist auch Vollmitglied der ACK in Deutschland.

Als im November 1995 der Patriarch von Moskau und ganz Rußland Aleksij II. Deutschland für neun Tage besuchte, war dies nicht nur für die russisch-orthodoxen Gemeinden ein besonderes Ereignis.²⁴ Diese Reise, die aufgrund einer gemeinsamen Einladung durch die EKD, die Deutsche Bischofskonferenz und das dem Moskauer Patriarchat angehörende deutsche Bistum zustande gekommen war, hatte neben der pastoralen auch eine ökumenische und politische Dimension. Als geistliche Höhepunkte gestalteten sich die Göttliche Liturgie in der Berliner Auferstehungskathedrale, bei der die bischöflichen Vertreter aller in Deutschland zu findenden orthodoxen Bistümer kanonischer Kirchen mit ihm konzelebrierten, sowie die Teilnahme des Patriarchen als Gast an einem katholischen Pontifikalamt und einem evangelischen Abendmahlsgottesdienst in München. Am Rande eines Empfangs kam es bemerkenswerterweise auch zu Gesprächen der Moskauer Delegation mit Bischof Mark von der russischen Auslandskirche. Die größte gesellschaftliche Aufmerksamkeit erregte unter allen Reden des Patriarchen wohl die, die er im Rahmen eines ökumenischen Gottesdienstes im Berliner Dom an das deutsche Volk richtete und in der er u.a. um Vergebung für das Leid bat, das viele seiner Landsleute durch Ermöglichung und Unterstützung des totalitären DDR-Regimes vor allem über Ostdeutschland gebracht haben.²⁵

²² Vgl. *SOrth* 1/1993, S. 10 f.; *SOrth* 2/1994, S. 2–6 (= Statut); *SOrth* 1/1995, S. 5 (Bestätigung der Entscheidung des Hl. Synods durch die Bischofssynode des Moskauer Patriarchats).

²³ Vgl. *ÖC-ACKiD* (Hg.), Verzeichnis der Geistlichen der Orthodoxen und Orientalischen Orthodoxen Kirchen in Deutschland, Frankfurt 1995, S. 6–8.

²⁴ Vgl. N. Thon, Der hochheilige Patriarch Aleksij II. besuchte Deutschland, *SOrth* 4/1995, S. 4–12; siehe auch *Ofo* 10 (1996) 145–149; G. Hohmann, Die Deutschlandreise von Patriarch Alexij II. Eine Nachbetrachtung, *COst* 50 (1995) 332–335.

²⁵ Der Wortlaut dieser Rede findet sich in *SOrth* 4/1995, S. 13 f. und in *Ofo* 10 (1996) 117–119.

III. Die Gründung der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland 1963 und ihre Wirksamkeit²⁶

1. Die Vorgeschichte²⁷

Kleine griechisch-orthodoxe Kirchengemeinden gab es in Deutschland schon seit dem 18. Jahrhundert. Als das Ökumenische Patriarchat 1922 die »Heilige Metropole von Thyateira« als Exarchat von West- und Mitteleuropa mit Sitz in London errichtete, wurden die deutschen Gemeinden zunächst diesem Verwaltungsbezirk zugeordnet. Mit dem 2. Weltkrieg kamen weitere Griechen nach Deutschland. Der entscheidende Zustrom setzte aber erst in den fünfziger und sechziger Jahren ein. Während die deutsche Wirtschaft einen unglaublichen Aufschwung nahm und Arbeitskräfte benötigte, litten andere Länder Europas unter großer Arbeitslosigkeit. Diese Diskrepanz löste eine »friedliche Völkerwanderung« aus; und zu denen, die auf Arbeitssuche nach Deutschland kamen und teilweise auch ihre Familien mitbrachten, gehörten viele Griechen. Bereits in den fünfziger Jahren stieg deren Zahl deutlich an. Statistischen Angaben zufolge trafen z. B. im Juli 1954 548 griechische Arbeitnehmer in Deutschland ein, 1959 waren es im selben Monat 4089.²⁸ Ab 1955 folgten auch zahlreiche Studenten und Jungakademiker, um an deutschen Universitäten zu studieren. Waren dort im Wintersemester 1954/55 398 Griechen eingeschrieben, so betrug deren Zahl im Wintersemester 1958/59 schon 2432.²⁹ Zu diesen Studenten gehörten ab 1957 auch einige griechisch-orthodoxe Theologen, denen römisch-katholische Diözesen und dann auch der Weltkirchenrat Stipendien für einen Studienaufenthalt in Deutschland zur Verfügung stellten. Anfang der 60er Jahre stieg die Anzahl der griechischen Arbeitnehmer, die nach Deutschland kamen, schließlich sprunghaft an. Für jeweils September sind dazu folgende Ankunftsahlen überliefert: 1960: 20.782; 1961: 52.284; 1962: 80.719; 1963: 116.855.³⁰ Ursache dafür war die »Vereinbarung zwischen der Regierung der Bundesrepublik Deutschland und der Regierung des Königreichs Griechenland über die Anwerbung und Vermittlung von griechischen Arbeitnehmern nach der Bundesrepublik Deutschland« vom 30. März 1960.³¹ Von Seiten griechischer Theologen wird dieses Dokument heutzutage aufgrund seiner »sozialpolitischen Konzeptionslosigkeit« als ein anschauliches Beispiel »menschenverachtender zwischenstaatlicher Vereinbarungen« angesehen. Formal sei man in der Bezeichnung zwar vom »Saisonarbeiter« über den »Zwangsarbeiter« zum »Gastarbeiter« übergegangen, in der Grundeinstellung habe sich jedoch nur wenig verändert: Der Fremde sei nur solange als Gast erwünscht, wie er gebraucht werde, um minderwertig erscheinende Arbeiten auszuführen, und bleibe – auch wenn man ihn wohlmeinend bisweilen »ausländischen

²⁶ Dazu vgl. insgesamt den Sammel- und Dokumentationsband von A. Kallis (Hg.), *Dienst am Volk Gottes. Leben und Wirken der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland. Exarchat von Zentraleuropa*, Herten 1992.

²⁷ Zur folgenden Darstellung vgl. vor allem A. Alevisopoulos, *Die Anfänge der griechischen Orthodoxie in Deutschland*, in: A. Kallis (Hg.), a.a.O., S. 108–113.

²⁸ Vgl. A. Alevisopoulos, a.a.O., S. 108.

²⁹ Vgl. ebd.

³⁰ Vgl. A. Alevisopoulos, a.a.O., S. 109.

³¹ Der Text findet sich in A. Kallis (Hg.), *Dienst am Volk Gottes*, Herten 1992, S. 315–322.

Mitbürger« nenne – in der institutionalisierten Außenseiterrolle eines Fremden ohne wirkliche Rechte im Sinne von Staatsangehörigkeit. So habe sich die Einstellung der deutschen Bevölkerung zu den Gastarbeitern auch deutlich verschlechtert, als der Anwerbestopp, der 1973 erging, weitere Zuwanderungen nicht verhindern konnte.³² Zu den Ausländern, die nach Deutschland kamen, gehörten neben den ausdrücklichen Gastarbeitern auch Flüchtlinge, Aussiedler und Asylanten.

Aus pastoralen Erwägungen heraus wurden die entstandenen griechischen Gemeinden in Deutschland 1955 der Aufsicht des Bischofs Chrysostomos Tsiter aus Wien, eines der zwei Vikarbischofe des inzwischen zum Erzbistum erhobenen Exarchats von West- und Zentraleuropa, unterstellt. Diese Gemeinden, die fast ausnahmslos auf Initiativen von Laien hin entstanden waren, litten jedoch unter Priestermangel. Anfang der sechziger Jahre hatten nur fünf Gemeinden einen Seelsorger: München, Frankfurt, Berlin, Hamburg und Stuttgart. Der in London residierende Erzbischof Athenagoras Kabbadas mühte sich zwar, die kirchliche Situation der »deutschen Griechen« zu verbessern – er reiste deswegen nach Athen und Konstantinopel und hielt sich mit seinen beiden Vikarbischofen wochenlang in Deutschland auf –, aufgrund seines Todes am 16.10.1962 konnte der Plan, den betreffenden Gemeinden im Verbund den Status einer juristischen Person zu verschaffen, jedoch noch nicht verwirklicht werden.

Das Problem der Zwangsarbeiter und Flüchtlinge und der Zustrom weiterer Ausländer nach Deutschland stellte seit dem 2. Weltkrieg eine große Herausforderung für die lokalen Kirchen dar. Da unter den betreffenden Personen sehr viele römisch-katholischen Glaubens waren (z. B. Polen, Tschechen, Slowaken, Kroaten, Italiener, Spanier, Portugiesen), nahm sich die Katholische Kirche mit ihrer Caritas vor allem dieser Gruppierungen an; die reformatorischen Kirchen und das Diakonische Werk hingegen widmeten sich der Mitsorge um die orthodoxen Gläubigen. Darauf hatten sich die beiden großen Kirchen abgestimmt. Als in den fünfziger Jahren schließlich große Scharen an ausländischen Arbeitnehmern hinzukamen, blieb man – auch hinsichtlich der orthodoxen Griechen – im wesentlichen bei dieser Zuordnung, während sich um die orthodoxen Serben nunmehr die Arbeiterwohlfahrt zu kümmern hatte. So kam es, daß die diakonisch-soziale Betreuung der Griechen, ohne sie selbst zu fragen (sie hatten sich vielmehr an beide Kirchen und ihre Hilfswerke gewandt), in die alleinige Verantwortung des Diakonischen Werkes geriet und dort verblieb.³³ Seit 1978 sind die Beziehungen zwischen beiden Seiten – der Griechisch-Orthodoxen Metropolie und dem Diakonischen Werk – vertraglich geregelt.³⁴ Dennoch wünscht man sich orthodoxerseits immer noch an Stelle von Betreuung mehr Partnerschaft. Die Aufteilung katholischer und evangelischer Zuwendung war

³² Vgl. A. Kallis, Gäste werden Partner. Von der Integration der Orthodoxie in Deutschland, in: *Ders. (Hg.)*, Dienst am Volk Gottes, Herten 1992, S. 301–312, bes. S. 301 f.

³³ Zu dieser Entwicklung vgl. F. Eder, Orthodoxe Christen und Römische Katholiken in dem einen Haus Bundesrepublik Deutschland, *Ofo* 3 (1989) 197–200, davon 197; A. Alevisopoulos, Die Anfänge der griechischen Orthodoxie in Deutschland, in: A. Kallis (Hg.), Dienst am Volk Gottes, Herten 1992, S. 111–113; A. Basdekis, Die Ökumenischen Beziehungen der Griechisch-Orthodoxen Metropolie von Deutschland, in: A. Kallis (Hg.), a.a.O., S. 259–277, davon S. 269–271; T. Schober, Orthodoxie und Diakonie der EKD. Erfahrungen aus zwei Jahrzehnten diakonischer Verantwortung, in: E. Hämmerle u.a., Zugänge zur Orthodoxie, (BenshH 68), Göttingen 1988, S. 268–292.

³⁴ Der Text der Gemeinsamen Erklärung findet sich in A. Kallis (Hg.), Dienst am Volk Gottes, S. 341–343.

jedoch nicht ausschließlich, so daß durchaus auch lebendige Beziehungen katholischer Gemeinden und Diözesen zu den orthodoxen Christen in Deutschland entstanden.

2. Der Auf- und Ausbau³⁵

1963 entschied die Synode des Ökumenischen Patriarchats, das Erzbistum von Zentral- und Westeuropa in vier selbständige Metropolen aufzuteilen; eine von ihnen wurde als »Heilige Metropole von Deutschland und Exarchat von Holland und Dänemark« umschrieben und bekam ihren Sitz in Bonn. Laut Gründungsurkunde vom 5. Februar 1963 sah Konstantinopel diese Entscheidung für dringend notwendig an, da mit der Zahl auch die Bedürfnisse und Probleme der orthodoxen Gläubigen in Europa enorm angewachsen waren.³⁶ Als Holland und Dänemark 1969 jurisdiktionell umorientiert wurden, bekam die deutsche Metropole den Titel »Exarchat von Zentraleuropa«. Die Aufgaben und Ziele dieser Metropole sind in der 1972 erlassenen Verfassung folgendermaßen umschrieben: »Die Griechisch-Orthodoxe Metropole wacht über die rechte Lehre, sorgt für die Einhaltung der Dogmen und fördert damit den orthodoxen Glauben und das orthodoxe Leben der ihr anvertrauten Gläubigen. Sie gründet Gemeinden, Klöster, Schulen, Vereine und diakonische Einrichtungen; dadurch belebt und stärkt sie das liturgische Leben, fördert die Ausbildung der Priester und der Jugend und übt soziale Fürsorge zum Wohl der Gläubigen. Die Griechisch-Orthodoxe Metropole pflegt im Geiste der christlichen Einheit den Ökumenischen Dialog und die Beziehungen zu den Kirchen anderer Konfessionen im Jurisdiktionsgebiet.«³⁷ Auf der Grundlage dieser Verfassung wurde die Metropole 1974 in Nordrhein-Westfalen als Körperschaft des öffentlichen Rechts anerkannt.³⁸ Bis 1981 dauerte es noch, ehe auch in allen anderen damaligen Bundesländern dieser Status erreicht war.³⁹

Seit 1963 wechselten sich in der Leitung der Metropole bis 1980 nacheinander drei Bischöfe ab: Polyefktos Finfinis (1963–1968), Iakovos Tzanavaris (1969–1971) und Ireneos Galanakis (1971–1980); seit 1980 hat dieses Amt Metropolit Augoustinos Labarakis inne.⁴⁰ Er wurde 1938 auf Kreta geboren und hat seine theologischen Studien zunächst an der berühmten orthodoxen Hochschule von Chalki absolviert, bevor er Anfang der 60er Jahre dann noch einige Zeit als Stipendiat in Salzburg und Münster weilte. 1964

³⁵ Zur folgenden Darstellung vgl. vor allem *Vasilios (Bischof von Aristi)*, Die Griechisch-Orthodoxe Metropole von Deutschland. Gründung – Organisation – Wirksamkeit, in: *A. Kallis (Hg.)*, Dienst am Volk Gottes, S. 117–135; *D. Constantas – L. Westrick*, Der rechtliche Status der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland, in: *A. Kallis (Hg.)*, a.a.O., S. 137–151; *R. C. Miron*, Schwerpunkte pastoraler Arbeit der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland, in: *A. Kallis (Hg.)*, a.a.O., S. 191–205; *Th. Nikolaou*, Perspektiven der griechisch-orthodoxen Jugend in der Bundesrepublik Deutschland, in: *A. Kallis (Hg.)*, a.a.O., S. 219–234; *B. Kötting*, Orthodoxe Theologie an deutschen Universitäten, in: *A. Kallis (Hg.)*, a.a.O., S. 249–257.

³⁶ Der Text findet sich in *A. Kallis (Hg.)*, a.a.O., S. 326 f.

³⁷ *A. Kallis (Hg.)*, a.a.O., S. 328 f. Der ganze Text erstreckt sich über die Seiten 328–332.

³⁸ Der offizielle Text findet sich a.a.O., S. 333–338.

³⁹ Vgl. die Übersicht bei *D. Constantas – L. Westrick*, Der rechtliche Status der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland, in: *A. Kallis (Hg.)*, Dienst am Volk Gottes, S. 141.

⁴⁰ Eine ausführliche Würdigung der vier Bischöfe erfolgt bei *Vasilios (Bischof von Aristi)*, Die Griechisch-Orthodoxe Metropole von Deutschland. Gründung – Organisation – Wirksamkeit, in: *A. Kallis (Hg.)*, Dienst am Volk Gottes, S. 118–124.

wurde er zum Priester geweiht und nach Berlin geschickt. 1972 erfolgte seine Erwählung zum ersten Vikarbischof der deutschen Metropole und seine Bischofsweihe. Im Laufe der Zeit folgten ihm weitere Vikarbischofe, so daß es heute neben dem Metropoliten noch vier andere Bischöfe gibt, seit 1994 auch einen, der für die neuen Bundesländer zuständig ist. Anfangs verfügte die Metropole in Bonn nur über sehr bescheidene Wohn- und Büroräume. Mit Hilfe der Katholischen und Evangelischen Kirche konnte sie sich im Laufe der Zeit in Bonn-Beuel jedoch ein eigenes Zentrum mit einer Kathedralkirche errichten. Die Einweihung erfolgte am 18. Juni 1978, einem Pfingstsonntag.

Während es 1963 in Deutschland etwa 12 griechische Gemeinden mit ebensovielen Priestern gegeben hatte, wuchs deren Zahl in den folgenden Jahren grundsätzlich an. Von den etwa 10 Millionen Einwohnern Griechenlands haben sich bis jetzt erstaunlicherweise mehr als 1 Million zumeist vorübergehend in der Bundesrepublik aufgehalten.⁴¹ An verschiedenen Orten wurde es möglich, eine katholische oder evangelische Kirche zu übernehmen bzw. Gebäude zu kaufen oder neu zu bauen. Heute gehören die etwa 370.000 Griechen mehr als 50 Pfarrgemeinden an; dazu kommen noch mindestens fünfmal so viele Filialen. Die 62 Priester und 5 Diakone sowie weitere Religionslehrer stammen größtenteils aus Griechenland und sind auch dort ausgebildet worden.⁴² Da in Deutschland Seelsorger dringend benötigt wurden, und man in der Orthodoxie auch ohne ein abgeschlossenes Theologiestudium zum Priester geweiht werden kann, hat es vor allem in den Jahren zwischen 1972 und 1980 unter ihnen auch eine größere Zahl sogenannter »Arbeitspriester«⁴³ gegeben. Viele hatten es nicht leicht, sich auf die Diasporasituation und die Probleme einer aufgeklärten und säkularisierten Industriegesellschaft einzustellen. Die Metropole hat darum in zunehmendem Maße Wert darauf gelegt, daß ihre Geistlichen sich in der deutschen Sprache vervollkommneten, sich mit der für sie neuen Situation geistig auseinandersetzten und mit ökumenischen Gedanken vertraut machten. Diesem Anliegen dienten auch zahlreiche pastorale Konferenzen. Im Verbund der Metropole sorgten und sorgen sich die Kleriker um das gottesdienstliche und sakramentale Leben der ihnen Anvertrauten, um deren katechetische Unterweisung, religiöse Kultivierung und soziale Belange. Dazu gehören z. B. auch solche Aktivitäten wie die Herausgabe von Gemeindebriefen, Kirchenkalendern und anderen Druckerzeugnissen, die Veranstaltung theologischer Seminare sowie die Förderung kirchlicher Jugendarbeit oder die Ermöglichung beruflicher Qualifizierungen. Aufgrund der großen geographischen Ausdehnung der Gemeinden hat die Metropole entgegen anfänglicher Bedenken kanonischer Art schon bald ihren Priestern erlaubt, am gleichen Tag noch eine zweite Göttliche Liturgie feiern zu dürfen. Diese Praxis hat sich als hilfreich erwiesen und ist heutzutage verbreitet.⁴⁴ Die personelle Knappheit an Pfarrern und qualifizierten Laien bringt es jedoch mit sich, daß auf viele andere Probleme nicht ausreichend eingegangen werden kann. Hinzu

⁴¹ Vgl. J. C. Papalekas, Zwischen Integration und Reintegration. Zur Problematik der griechischen Süd-Nord-Wanderung, in: A. Kallis (Hg.), Dienst am Volk Gottes, S. 207–217, davon S. 213.

⁴² Vgl. ÖC-ACKiD (Hg.), Verzeichnis der Geistlichen der Orthodoxen und Orientalischen Orthodoxen Kirchen in Deutschland, Frankfurt 1995, S. 1–5.

⁴³ Vgl. dazu R. C. Miron, Schwerpunkte pastoraler Arbeit der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland, in: A. Kallis (Hg.), Dienst am Volk Gottes, S. 195.

⁴⁴ Vgl. R. C. Miron, a.a.O., S. 192.

kommen noch finanzielle Nöte, da die Metropole keine Kirchensteuer erhebt. Zum einen befürchtet man, die Gläubigen, denen eine solche Praxis aus ihren Heimatländern nicht vertraut ist, damit unnötig zu verärgern; zum anderen weiß man nicht, wie dies bei der relativ großen Fluktuation der sich in Deutschland aufhaltenden Griechen durchgeführt werden könnte. Infolgedessen ist mancher Pfarrer durch die Fülle von Verwaltungs-, Seelsorge- und Lehraufgaben ganz einfach überfordert. Eines der Probleme, dem man sich z. B. intensiver widmen müßte, besteht darin, daß viele Griechen aufgrund ihrer Arbeit nicht am sonntäglichen Gottesdienst teilnehmen können oder andererseits wichtige orthodoxe Feste auf Tage fallen, an denen in Deutschland gearbeitet wird. Besonders sind davon die Gastronomen betroffen, deren Zahl in den letzten Jahren beträchtlich zugenommen hat. Zumeist sind es Familienbetriebe, die zunächst in Konkurrenz zu anderen um ihre Existenz kämpfen müssen und darum häufig auf jeglichen Ruhetag verzichten. Ein geregeltes »Familienleben« ist nicht möglich, und zu den alltäglichen Sorgen kommen manchmal auch noch größere Schulden hinzu.⁴⁵ Weitere Probleme ergeben sich durch die konfessionelle und säkulare Diaspora. Die meisten Griechen sind darauf nicht vorbereitet; Verunsicherungen stellen sich ein, und mancher von ihnen entfremdet sich seiner Tradition und paßt sich zu stark westlichen Denkweisen und Gepflogenheiten an. Besondere Sorge bereiten den Seelsorgern dabei die Kinder im schulpflichtigen Alter.

Der Status einer Körperschaft des öffentlichen Rechts verschaffte der Metropole einige wichtige Möglichkeiten, um ihrer seelsorglichen Verantwortung noch besser gerecht werden zu können. So wurde 1983 in Bayern und 1985 in Nordrhein-Westfalen »Orthodoxer Religionsunterricht« als Schulfach anerkannt und der Verantwortung der Metropole unterstellt.⁴⁶ Außerdem konnte man auch im wissenschaftlichen Bereich Fuß fassen.⁴⁷ Nach vielen Bemühungen kam es 1979 an der Universität Münster zur Errichtung einer Professur für Orthodoxe Theologie; deren Inhaber wurde Prof. Dr. Dr. Anastasios Kallis. Einige Jahre später folgte in München noch eine weitere Einrichtung dieser Art: Hier wurde 1984 ein Lehrstuhl für Orthodoxe Theologie neu errichtet und 1985 dem gleichnamigen Institut zugeordnet. Lehrstuhlinhaber und Institutsleiter ist seitdem Prof. Dr. Dr. Theodor Nikolaou (der zuvor an der Universität Bonn tätig war). Seinem Engagement ist es u.a. auch zu verdanken, daß seit 1987 eine sehr gediegene Zeitschrift mit dem Titel »Orthodoxes Forum« erscheint, in der wichtige Dokumente der Orthodoxie oder zwischenkirchlicher Dialoge im Wortlaut wiedergegeben werden und anspruchsvolle Artikel zu finden sind. Die beiden Einrichtungen waren schon ein Gewinn und haben sich als segensreich erwiesen. Sie hatten aber bislang nicht die Möglichkeit, einen eigenständigen Studiengang »Orthodoxe Theologie« anzubieten. Nunmehr ist es jedoch gelungen, den dafür zuständigen bayerischen Staatsminister und die Münchner Universität dazu zu bewegen, eine »Ausbildungsrichtung Orthodoxe Theologie« zu ermöglichen. Nachdem die Katholisch- und die Evangelisch-Theologische Fakultät dies gemeinsam

⁴⁵ Vgl. dazu R. C. Miron, a.a.O., S. 203 f.

⁴⁶ Vgl. Vasilios (Bischof von Aristi), Die Griechisch-Orthodoxe Metropole von Deutschland. Gründung – Organisation – Wirksamkeit, in: A. Kallis (Hg.), Dienst am Volk Gottes, S. 126. Für Nordrhein-Westfalen vgl. auch a.a.O., S. 339 f.

⁴⁷ Vgl. dazu vor allem B. Kötting, Orthodoxe Theologie an deutschen Universitäten, in: A. Kallis (Hg.), Dienst am Volk Gottes, S. 249–257.

beantragt hatten, hat der Senat der Universität Ende Juli 1994 dem grundsätzlich zugestimmt. Außerdem wurde beschlossen, den bereits bestehenden Lehrstuhl um einen weiteren und zwei C3-Professuren zu ergänzen. Inzwischen hat eine Gründungskommission ihre Arbeit aufgenommen, um eine Studien- und Prüfungsordnung sowie Vorschläge zum hochschulrechtlichen Status dieser Einrichtung zu erarbeiten.⁴⁸ Im Wintersemester 1995/96 hat der Lehrbetrieb bereits begonnen. Während sich der schon 1984 errichtete Lehrstuhl unter Leitung von Prof. Dr. Dr. Theodor Nikolaou kirchen- und dogmengeschichtlich profilieren wird, sind die neuen Stellen den Fächern Biblische, Systematische und Praktische Theologie zugeordnet. Für das Jahr 1995/96 wurden sie erst einmal durch den Athener Neutestamentler Prof. Dr. Georg Galitis, den Systematiker Prof. Dr. Georg Martzelos aus Thessaloniki und den schon in Deutschland lebenden russischen Erzpriester Vladimir Ivanov als Pastoraltheologen wahrgenommen.⁴⁹ Wenn diese Lösung momentan auch noch nicht unbedingt als ideal erscheint, so könnte sich aus ihr doch eine wichtige orthodoxe Studienstätte für ganz Mittel- und Westeuropa entwickeln.

3. Die ökumenischen Beziehungen⁵⁰

Nach und neben der Seelsorge an den eigenen Gläubigen hat die Griechische Metropole von Deutschland schon von Anfang an auch den Kontakt zu den anderen Kirchen und das Gespräch mit ihnen gesucht. Die christliche Vielfalt der neuen Umgebung stellte eine Herausforderung dar, die man vom fast einheitlich orthodox geprägten Heimatland her so nicht kannte. Da das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel in der weltweiten ökumenischen Bewegung aber bereits seit langem eine positive Rolle spielte, war es fast selbstverständlich, daß auch seine deutsche Metropole sich zu ökumenischer Offenheit bekannte. Dem kam noch entgegen, daß das Engagement für die Einheit der Christen katholischerseits durch das II. Vatikanische Konzil und seine Weisungen einen enormen Antrieb erhalten hatte.

Unter formalem Gesichtspunkt betrachtet, pflegt die Griechische Metropole ökumenische Beziehungen sowohl auf multilateraler als auch auf bilateraler Ebene. Zur ersten Art gehört ihre Mitgliedschaft in der bundesweiten »Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen« (ACK). Dieses Gremium, das in Deutschland bereits seit 1948 bestanden hatte, wurde 1974 neu konstituiert und durch den gleichzeitigen Beitritt der Römisch-Katholischen Kirche und der Griechischen Metropole als Repräsentanten der noch fehlenden großen christlichen Traditionen erst wirklich ökumenisch. Von Anfang an ist Metropolit Augoustinos immer einer der stellvertretenden Vorsitzenden des Vorstandes gewesen, und er bekleidet dieses Amt auch in der gegenwärtigen ACK, die 1991 infolge der Einigung Deutschlands wieder einmal eine neue Satzung bekam. Außerdem kommt einer der Referenten, die zum Arbeitsstab der »Ökumenischen Centrale« – das ist die Geschäfts-

⁴⁸ Vgl. das Geleitwort in *Ofo* 9 (1995) 3.

⁴⁹ Vgl. *ÖC-ACKiD* (Hg.), ACK aktuell 1/1995, S. 23.

⁵⁰ Zur folgenden Darstellung vgl. bes. A. Basdekis, Die Ökumenischen Beziehungen der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland, in: A. Kallis (Hg.), Dienst am Volk Gottes, S. 259–277; Metropolit Augoustinos, Die Griechisch-Orthodoxe Kirche in Deutschland. Ihr Selbstverständnis und ihre Einstellung zur Ökumene, *COst* 44 (1989) 312–316; F. Eder, Orthodoxe Christen und Römische Katholiken in dem einen Haus Bundesrepublik Deutschland, *Ofo* 3 (1989) 197–200.

stelle der ACK – gehören, aus der Metropole, und dem »Deutschen Ökumenischen Studiausschuß« (DÖSTA), der gewissermaßen die theologische Kommission der ACK darstellt, gehören ebenfalls griechisch-orthodoxe Vertreter an. Inzwischen repräsentieren die Orthodoxie in der gesamtdeutschen ACK auch noch drei andere Kirchen: die unter Moskauer Jurisdiktion stehende Russische Orthodoxe Kirche von Berlin und Deutschland sowie zwei altorientalische Kirchen, die Syrisch-Orthodoxe Kirche von Antiochien (schon seit 1985) und die Armenisch-Apostolische Kirche (seit 1996). In den regionalen und lokalen Arbeitsgemeinschaften Christlicher Kirchen – d.h. auf Länder- und auf Stadt-, Gemeinde- oder Kreisebene – ist die Orthodoxie manchmal sogar noch vielfältiger vertreten. Bei vielen Problemen hat sich schon gezeigt, wie wichtig und hilfreich es ist, Ökumene nicht nur aus katholisch-evangelischer Perspektive anzugehen.

Neben solchen multilateralen Arbeitsformen erweisen sich bilaterale Beziehungen oftmals als noch intensiver und fruchtbarer. So hat die Griechische Metropole auch schon immer gesondert den Kontakt vor allem zu den zwei großen Kirchen in Deutschland gesucht und gepflegt. Eine Frucht orthodox-katholischer Gemeinsamkeit waren z. B. die sogenannten »Regensburger Ökumenischen Symposien«, die 1968 bei einem Besuch von Kardinal Julius Döpfner und Bischof Rudolf Graber in Konstantinopel durch Patriarch Athenagoras angeregt wurden und 1969 erstmals stattfanden. Regelmäßig haben an diesen Fachgesprächen auch Theologen anderer orthodoxer oder altorientalischer Kirchen teilgenommen. Dabei wurde Regensburg als Tagungsort erkoren, weil die Ökumenische Kommission der Deutschen Bischofskonferenz dort ihre Arbeitsstelle »Kirchen des Ostens« hat. Bei diesen Symposien, von denen bis 1989 zehn zustandekamen und deren Beiträge zumeist publiziert wurden, ging es nicht nur um wissenschaftliche Disputationen, sondern auch um die Begegnung und das gegenseitige Kennenlernen. Ein weiteres Beispiel der guten Beziehungen zwischen beiden Kirchen stellt der Austausch von Stipendiaten dar. Zahlreichen orthodoxen und altorientalischen Theologiestudenten wurde durch die katholischen Diözesen eine Aus- oder Fortbildung an deutschen Universitäten ermöglicht; umgekehrt konnten seit 1977 auch katholische Interessenten mit Unterstützung des Ökumenischen Patriarchats an der griechisch-orthodoxen Theologischen Fakultät in Thessaloniki studieren. Auch die beiden Lehreinrichtungen für Orthodoxe Theologie, die mit katholischer Unterstützung in Münster und München zustandekamen, sind Ausdruck eines großen Wohlwollens. Besonders zu erwähnen ist schließlich noch die »Gemeinsame Kommission der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz«. Sie wurde 1980, als auch der offizielle theologische Dialog zwischen der Gesamtorthodoxie und Rom begann, ins Leben gerufen, besteht aus sechs orthodoxen und sechs katholischen Mitgliedern und wird durch Metropolit Augoustinos und Bischof Paul Werner Scheele geleitet. Ihre Zielsetzung und Arbeitsweise ist folgendermaßen umschrieben: »In der Überzeugung, daß der Dialog der Wahrheit und der Liebe zwischen unseren Kirchen auf allen Ebenen geführt werden muß und daß Schwesterkirchen sich wechselseitig Hilfe schulden, haben die Griechisch-Orthodoxe Metropole von Deutschland und die Römisch-katholische Kirche in Deutschland im Jahre 1980 die Gründung einer Gemeinsamen Kommission vereinbart. Seitdem hat diese Kommission nicht nur Fragen des gemeinsamen christlichen Miteinanders in der Bundesrepublik Deutschland erörtert, sondern auch, ausgehend von den kon-

kreten Begegnungen zwischen orthodoxen und römisch-katholischen Christen in unserem Land und den vielfältigen – positiven, aber auch widersprüchlichen – Eindrücken, die durch das Erleben von Gottesdiensten nach der liturgischen Tradition der jeweils anderen Kirche vermittelt werden, theologische Gespräche geführt.«⁵¹ Normalerweise trifft sich diese Kommission zweimal im Jahr, um Probleme beider Kirchen und der Ökumene zu erörtern. Außerdem hat man aber auch versucht, die Ergebnisse des internationalen orthodox-katholischen Dialogs auf die deutsche Ebene umzusetzen. Davon kündigt besonders das Dokument aus dem Jahre 1989: »Die Eucharistie der Einen Kirche. Liturgische Überlieferung und kirchliche Gemeinschaft«.⁵² Ein weiterer Text, den die Kommission erarbeitet hat, ist die Handreichung von 1993: »Ehen zwischen orthodoxen und katholischen Christen«.⁵³ Ein nächstes Papier soll dem Themenbereich »Taufe und Firmung« gewidmet sein. Ausdruck findet die gegenseitige Wertschätzung auch in der Teilnahme orthodoxer und katholischer Bischöfe, Priester und Laien an wichtigen Feiern und Veranstaltungen der jeweils anderen Kirche.

Ähnlich – und doch in manchem anders – sind die Formen, in denen sich die Beziehungen zwischen der Griechischen Metropole und der EKD ausdrücken. Schon seit 1969 führt die EKD theologische Gespräche mit dem Ökumenischen Patriarchat, an denen orthodoxerseits vorwiegend Vertreter der deutschen Metropole beteiligt sind. Bis 1994 ist es dabei zu zehn Begegnungen gekommen. Unter den Bemühungen, die Ergebnisse dieses Dialogs in deutsche Verhältnisse umzusetzen und die ökumenische Zusammenarbeit vor Ort zu fördern, haben die sogenannten »Pastoralkollegs« eine besondere Bedeutung; hierbei handelt es sich um Treffen zwischen Geistlichen evangelischer Landeskirchen und der Griechischen Metropole aus derselben Region oder demselben Bundesland. Auf kirchenleitender Ebene besteht darüber hinaus seit 1984 eine »Gemeinsame Kommission«, deren Aufgabe es ist, »anstehende kirchliche und praktische Fragen des Zusammenlebens evangelischer und orthodoxer Gemeinden und Kirchen zu erörtern«. Ihr gehören jedoch nicht nur die EKD und die Griechische Metropole an, sondern auch noch die anderen kanonischen orthodoxen Kirchen in Deutschland. Damit war das bislang sogar das einzige Gremium, das auf deutschem Boden eine so vielfältige innerorthodoxe Begegnung ermöglichte. Seine Zusammensetzung, Struktur und Aufgaben scheinen manche freilich nicht nur positiv zu bewerten. Noch kritischer werden griechischerseits die Beziehungen zum Diakonischen Werk angesehen, das heute aufgrund seiner einst übernommenen Verpflichtung und mit finanzieller Förderung des Staates über 100 griechische Sozialarbeiter beschäftigt. Hier stört vor allem, daß trotz der beiderseitigen »Vereinbarung« von 1978 noch immer vieles im Alleingang geschieht und nicht dem orthodoxen Verständnis von Diakonie entspricht, demzufolge die soziale Fürsorge un-

⁵¹ *Gemeinsame Kommission der Griechisch-Orthodoxen Metropole und der Römisch-katholischen Kirche in Deutschland*, Die Eucharistie der einen Kirche. Liturgische Überlieferung und kirchliche Gemeinschaft, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, (Erklärungen der Kommissionen 8), Bonn 1989, S. 7–24, davon S. 7; auch in A. Kallis (Hg.), Dienst am Volk Gottes, S. 344–359, davon S. 344.

⁵² Der Gesamttext findet sich in *Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz* (Hg.), a.a.O., sowie in *OFo* 3 (1989) 251–265.

⁵³ *Gemeinsame Kommission der Griechisch-Orthodoxen Metropole und der Römisch-katholischen Kirche in Deutschland*, Ehen zwischen orthodoxen und katholischen Christen. Eine Handreichung, hg. v. Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1993, sowie in *OFo* 8 (1994) 109–115.

trennbar zu den fundamentalen Aufgaben der eigenen Kirche gehöre. Die ebenfalls vom Diakonischen Werk vergebenen Stipendien für orthodoxe Theologiestudenten stehen in Verbindung mit einem größeren Stipendienprogramm, das vom Ökumenischen Rat der Kirchen ausgeht, und erfreuen sich einer größeren Wertschätzung als die soziale Betreuung.

Einen besonderen Höhepunkt in den zwischenkirchlichen Beziehungen stellte zweifelsohne der Besuch des Ökumenischen Patriarchen Bartholomaios I. Ende Oktober 1993 in Deutschland dar.⁵⁴ Grundlage dafür war eine gemeinsame Einladung durch die EKD und die Deutsche Bischofskonferenz. Infolgedessen kam es während seines einwöchigen Aufenthaltes, bei dem er zu einem großen Teil durch Landesbischof Engelhardt als Ratsvorsitzenden der EKD und Bischof Lehmann als Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz begleitet wurde, zu mehreren bedeutsamen ökumenischen Begegnungen und Gesprächen. Eine Gelegenheit dazu bot auch ein Abstecher in die neuen Bundesländer, der auf Wunsch des Patriarchen ins Programm aufgenommen worden war und nach Magdeburg führte. Insgesamt galt seine Reise aber nicht nur Vertretern anderer Kirchen und des Staates, sondern zugleich auch den Gläubigen der eigenen Metropole, die ihm überall – manchmal zu Tausenden – einen herzlichen Empfang bereiteten. Darüber hinaus wurde noch ein eindrucksvolles Zeichen der Einheit und Verbundenheit mit dem Ehrenoberhaupt der Gesamtorthodoxie gesetzt: In einer feierlichen Liturgie konzelebrierten mit ihm die Bischöfe aller in Deutschland anwesenden kanonischen orthodoxen Kirchen.

IV. Die Zunahme orthodoxer Vielfalt⁵⁵ und ein Kooperationsversuch

1. Orthodoxe Kirchen

Zur Orthodoxen Kirche (byzantinischer Ritus) gehören in Deutschland neben der Griechischen Metropole des Ökumenischen Patriarchats als bedeutendster Größe und den russischen Jurisdiktionen mit ihrer schon langen und bewegten Geschichte inzwischen noch einige andere Kirchen. Bis auf das Serbische Patriarchat sind diese jedoch nur in kleinen und erst seit wenigen Jahren existierenden Gruppen vertreten; an literarischen Hinweisen auf sie ist kaum etwas zu finden. Darum können sie im folgenden Überblick auch nur kurz vorgestellt werden.

⁵⁴ Vgl. R. C. Miron, Der Besuch des Ökumenischen Patriarchen Bartholomaios I. in Deutschland (22.–29. Oktober 1993), *Ofo* 8 (1994) 5–20; R. Thöle, Vor dem Deutschlandbesuch des Patriarchen von Konstantinopel, *MdKI* 5/93, S. 86–89. Dazu siehe auch: Der Deutschlandbesuch des Ökumenischen Patriarchen Bartholomaios I. (22.–29. Oktober 1993) – Eine Dokumentation – zusammengestellt von R. C. Miron, (Veröffentlichungen des Instituts für Orthodoxe Theologie, Bd. 4), St. Ottilien 1996.

⁵⁵ Die folgende Beschreibung der einzelnen Kirchen orientiert sich weitgehend an R. Thöle, Eine vielfältige Landschaft. Die orthodoxen Kirchen in Deutschland, *HerKorr* 47 (1993) 418–423; A. Basdekis, Orthodoxe Kirchen in Deutschland. Eine Informationsbroschüre, Frankfurt/Main 1986; *ÖC-ACKiD* (Hg.), Verzeichnis der Geistlichen der Orthodoxen und Orientalischen Orthodoxen Kirchen in Deutschland, Frankfurt 1995.

a) Patriarchat von Antiochien

Hierbei handelt es sich um eine kleine Zahl von Gemeinden, die weitgehend aus arabischsprachigen Familien von Geschäftsleuten, Praktikanten, Studenten, Wissenschaftlern und Asylanten aus dem Nahen Osten bestehen. Mit ihren Geistlichen – drei Priestern und einem Diakon – gehören sie zum Westeuropäischen Exarchat des Griechisch-Orthodoxen Patriarchats von Antiochien. Ihr Bischof hat seinen Sitz in Paris. Aufgrund dessen, daß die Geschichte dieses Patriarchats durch recht enge Beziehungen zu Konstantinopel – »Ost-Rom« – charakterisiert ist, bezeichnen sich die dazugehörigen Gläubigen auch heute noch als »Rum-Orthodox«.

b) Patriarchat von Serbien

Ähnlich wie die Griechen sind auch die meisten der wahrscheinlich mehr als 180.000 Serben, die heute in Deutschland leben, als Gastarbeiter gekommen. Vor ihrer Zuwanderung gab es in der Bundesrepublik nur ein paar kleine Gemeinden aus Emigranten und ehemaligen Zwangsarbeitern. Als aber Jugoslawien seine Grenzen öffnete, hielt man es orthodoxerseits für notwendig, 1969 für die in mehreren Ländern Westeuropas entstehenden und anwachsenden serbischen Gemeinden eine eigene Diözese zu gründen. Zehn Jahre später wurde deren Bischofssitz, der sich zunächst in London befunden hatte, schließlich nach Hildesheim-Himmelsthür verlegt. Aus einer ehemaligen diakonischen Einrichtung der Evangelischen Kirche entstand hier ein Diözesanzentrum, das neben der bischöflichen Residenz auch ein Kloster und eine Druckerei beherbergt. Erfreulich sind die guten Nachbarschaftsbeziehungen, die sich sowohl zum Bistum Hildesheim als auch zur Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannover entwickelt haben. Im Zeitraum zwischen 1991 und 1994 soll – offensichtlich infolge des Konflikts im ehemaligen Jugoslawien – die Zahl der serbisch-orthodoxen Gemeinden in Deutschland von 12 auf 28 mit etwa ebensoviel Geistlichen angewachsen sein.⁵⁶ Während man bisher zumeist nur in evangelischen und katholischen Gotteshäusern zu Gast war und außer am Bischofssitz nur in Osnabrück eine eigene Kirche hatte, konnten in jüngster Zeit einige Gemeindezentren errichtet werden, und der Bau weiterer Kirchen ist geplant.

c) Patriarchat von Rumänien

Bildete die durch Fürst Michael Stourzas 1866 in Baden errichtete Kapelle zwar gewissermaßen schon eine erste Verkörperung rumänischer Orthodoxie in Deutschland, so kam es zur eigentlichen Gründung von Gemeinden jedoch erst seit den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts. Bis vor kurzem war zwischen deren Pfarrern aber kaum eine gemeinsame Arbeit möglich, da diese – vor allem infolge gravierender Unterschiede in der Einschätzung der heimatlichen Situation – verschiedenen Jurisdiktionen angehörten. Dazu zählten das Bukarester Patriarchat, die Griechische Metropole von Deutschland, die Russische Auslandskirche oder die Rumänisch-Orthodoxe Exilskirche. Im Juni 1994 wurde schließlich durch das Bukarester Patriarchat eine »Rumänisch-Orthodoxe Metropole für Deutschland und Zentraleuropa« errichtet und in einer Münchner Kirche der

⁵⁶ Vgl. *COSt* 49 (1994) 313; *Ofo* 9 (1995) 283 f.

neue Erzbischof inthronisiert.⁵⁷ Ob die rumänische Orthodoxie in Deutschland damit einiger geworden ist, muß sich noch herausstellen. Zur Zeit stehen der Metropole neben ihrem Oberhaupt 11 Priester und 2 Diakone zur Verfügung.

d) Patriarchat von Bulgarien

Gab es in der Bundesrepublik 1986 erst eine einzige bulgarische Gemeinde – und zwar in München – und 1993 auch nur drei bulgarische Seelsorger, die sich um ihre Volksgenossen kümmerten, so hat das Bulgarische Patriarchat in jüngster Zeit doch eine eigene Diözese von Mittel- und Westeuropa gegründet und als Sitz für deren Metropoliten Berlin erkoren.

e) Kirche von Polen

Da die Polnische Autokephale Orthodoxe Kirche schon in ihrem Heimatland nur eine verschwindend kleine Minderheit ausmacht, ist es verständlich, daß sie in Deutschland nur durch eine Gemeinde und ihren Seelsorger – und zwar in Hamburg – vertreten ist.

f) Ukrainer

Als die Ukraine nach nationalen Unabhängigkeitsbestrebungen während des 2. Weltkrieges durch die Sowjetarmee zurückerobert wurde, löste das eine große Flüchtlingswelle aus. Mit ihr kamen auch ukrainische Geistliche nach Mittel- und Westeuropa, die schon seit 1917 und dann noch einmal während der deutschen Besetzung ihrer Heimat versucht hatten, eine vom Moskauer Patriarchat unabhängige Kirche zu gründen. Im Exil konnte sie weiterleben; und als die Ukraine vor wenigen Jahren die Selbständigkeit erlangte, wandte sich dieser Ukrainisch-Autokephalen Orthodoxen Kirche auch im Heimatland ein großer Teil der orthodoxen Gläubigen zu. Jurisdiktionell unterstehen die deutschen Gemeinden einem Metropoliten in den USA. Gegenwärtig verfügen sie über 7 Priester (davon 2 im Ruhestand) und einen Diakon. Außerdem wohnt der emeritierte Erzbischof von Paris und Westeuropa in Neu-Ulm. Soweit diese Ukrainer nicht auf einer Autokephalie bestehen und sich im Ausland aufhalten, genießen sie seit kurzem den Schutz des Ökumenischen Patriarchats.⁵⁸

2. Altorientalische Kirchen

Neben den Orthodoxen Kirchen – und manchmal sogar stärker als einige von ihnen – sind in Deutschland inzwischen auch fast alle »Altorientalischen Kirchen« vertreten.

a) Kopten⁵⁹

Die Gründe, weswegen koptische Christen aus Ägypten nach Deutschland kamen und kommen, haben sich im Laufe der Zeit verändert. Zunächst war es auch die wirtschaftliche Hochkonjunktur der Bundesrepublik, die Arbeit versprach oder Ausbildung, Praktika und Studium ermöglichte. Mancher blieb und gründete hier seine Familie. In den siebziger

⁵⁷ Vgl. *OFo* 8 (1994) 274.

⁵⁸ Vgl. *OFo* 9 (1995) 277.

⁵⁹ Vgl. bes. R. Thöle, Die Koptische Orthodoxe Kirche in Deutschland. Sonderdruck aus *EvBu* 1/1995.

ger Jahren stieg die Zahl der in Deutschland weilenden Kopten bereits auf etwa 2500 an; gegenwärtig sollen es ca. 3000 sein, und die Tendenz ist steigend. Viele koptische Christen verlassen Ägypten oder auch den Sudan, weil der Druck fundamentalistischer Kreise des Islam zugenommen hat und die Kirche immer wieder behindert wird. Unter ihnen sind auch einige ehemalige Muslime, die – zum Christentum konvertiert – nicht mehr in ihren Heimatländern bleiben können. Bis 1978 konnte sich nur ein einziger Pfarrer, den die ägyptische Heimatkirche entsandt hatte, um diese Gläubigen kümmern. Ihm gelang es aber, schon in sieben Städten Gemeinden zu gründen und regelmäßig dort die Liturgie zu feiern. Als ihn nach 1978 auch einige koptische Mönche für jeweils eine bestimmte Zeit in der Seelsorge unterstützten, entwickelte sich sehr bald der Plan, ein eigenes koptisch-orthodoxes Zentrum für Deutschland zu errichten. 1980 konnte man ein Grundstück in Waldsolms-Kröffelbach im Taunus erwerben und darauf sofort ein kleines Kloster einweihen. Seit dieser Zeit ist auch schon der heutige Vorsteher, Abt Michael, mit dessen Leitung beauftragt. 1985 wurde der Neubau einer großen Klosterkirche projektiert; 1988 erfolgte die Grundsteinlegung; und als der koptische Patriarch Papst Shenouda III. im November 1990 Deutschland besuchte, konnte sie – eine Nachahmung der St. Markus-Kathedrale in Kairo – nach nur zweijähriger Bauzeit im Beisein tausender Kopten und zahlreicher ökumenischer Gäste eingeweiht werden.⁶⁰ Ihren Bau haben deutsche Firmen ausgeführt, die Kosten von etwa 2,5 Millionen DM sind jedoch weitgehend von den eigenen Gläubigen aufgebracht worden, und auch die Ausgestaltung des Inneren entstammt der Hand ägyptischer Künstlerinnen und Künstler. Heutzutage ist das koptisch-orthodoxe Zentrum im Taunus mit seinem St. Antoniuskloster nicht nur der geistliche Mittelpunkt für die Kopten in Deutschland und darüber hinaus, sondern auch eine ökumenische Begegnungs- und Studienstätte. Neben Abt Michael leben im Kloster noch ein anderer Mönch, zwei Novizen und sechs Diakone. Außerdem sind dort fast ständig auch einige Familien zu Gast. Die Liturgiesprache ist traditionsgemäß das Koptische; Lesungen und Predigt werden jedoch in Arabisch vorgetragen. Einzelne Texte sind manchmal auch in deutscher Sprache zu hören. Im Plan ist, die ostkirchenkundliche Bibliothek zu vergrößern, ein Museum für Koptologie sowie ein Orthodox-theologisches Seminar zu errichten, weitere Mönchszellen zu bauen und einen Klosterfriedhof anzulegen. Neben Kröffelbach spielt für die Kopten inzwischen noch ein anderes Vorhaben eine wichtige Rolle. Im Dezember 1993 ist ihnen im Norden Deutschlands ein Teil des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters Höxter-Brenkhausen/Weser zur Verfügung gestellt worden. Dort soll nun ein zweites monastisches Zentrum und vielleicht auch der Sitz eines künftigen koptischen Bistums in Deutschland entstehen. Am 11. Juni 1995 ist jedenfalls zum ersten Mal ein koptischer Bischof geweiht worden, der ständig in Deutschland residieren soll.⁶¹ Insgesamt verfügt die Koptische Kirche in Deutschland sonst nur über zwei Gemeindepriester und vier Mönche. Diese werden in ihren seelsorglichen Aufgaben vor Ort aber durch ca. 300 nebenamtliche Diakone unterstützt. In öku-

⁶⁰ Vgl. Kirchenzeitung »St. Markus« des Koptisch-Orthodoxen Zentrums in Waldsolms-Kröffelbach von Jan./Febr./ März 1991: Der Deutschlandbesuch Seiner Heiligkeit Papst Shenouda III. vom 15.11.-22.11.1990 – Dokumentation.

⁶¹ Vgl. *COst* 50 (1995) 227; *Ofo* 9 (1995) 289.

menischer Hinsicht sind die Kopten eigentlich recht aufgeschlossen und kooperativ. Beinahe wären sie auch schon Vollmitglied der ACK geworden. Als dieses Gremium jedoch den Siebenten-Tags-Adventisten den Gaststatus zubilligte, haben sie sich erst einmal wieder zurückgezogen.

b) Äthiopier

1974 wurde in Äthiopien die Monarchie durch eine kommunistisch geprägte Diktatur abgelöst. Infolgedessen kam es zur Trennung der Kirche vom Staat und zur Enteignung ihres ganzen Besitzes einschließlich des Ackerlandes. Damit war den Priestern, Mönchen und Diakonen die Grundlage ihres Lebensunterhaltes genommen. Aber auch die anderen Volksgenossen hatten zu leiden. Viele flohen, auch in die Bundesrepublik. Von dort engagierten sie sich während der großen äthiopischen Hungerkatastrophen sehr für ihre Landsleute. Heute sollen in Deutschland etwa zehn- bis dreizehntausend Äthiopier leben. Ihre erste deutsche Pfarrei wurde 1983 in Köln errichtet. Inzwischen gibt es drei davon und ebensoviel Priester. Wenn keine eigene Gemeinde in der Nähe ist, beteiligen sich die äthiopischen Gläubigen auch an koptischen Gottesdiensten.

c) Syrer

Besonders tragisch ist das Schicksal der syrisch-orthodoxen Christen, deren Stammbereiche in der östlichen Türkei liegen. Sowohl ihre Kirchen- als auch ihre Muttersprache geht auf das Westsyroaramäische zurück, und ihre Liturgie gehört dem westsyrischen Ritus an. Verfolgung und Unterdrückung durch türkisch-islamische und durch kurdische Bevölkerungsgruppen haben seit den sechziger Jahren dazu geführt, daß viele dieser Christen inzwischen nach Westeuropa und in die USA ausgewandert sind. Nach Deutschland kamen sie entweder als türkische Gastarbeiter oder als Flüchtlinge und Asylbewerber. Vielen wurde das Aufenthaltsrecht zuerkannt, und ca. 20 % von ihnen sind bereits deutsche Staatsbürger geworden. Da die Verfolgung, obwohl türkische Stellen dies bestreiten, immer noch anhält, verlagert sich die syrisch-orthodoxe Kirche fast völlig ins Exil. Schweren Herzens müssen dabei mit der gewohnten dörflichen Lebensweise auch einzigartige Kulturgüter aufgegeben werden. Sorgen bereitet den Syrern, daß Deutschland neuerdings manchen von ihnen wieder zurückschickt. Seit Anfang der siebziger Jahre mühten sich einige Priester um die Seelsorge der nach Europa Ausgewanderten. 1979 wurde durch das Syrisch-Orthodoxe Patriarchat von Antiochien ein eigenes Erzbistum für ganz Mitteleuropa gegründet. Die Residenz seines Oberhirten, des Erzbischofs Julius Jeshu Cicek, befindet sich im Kloster St. Ephräm der Syrer im niederländischen Glane-Losser, kurz hinter der deutschen Grenze. Dieses Kloster, das einstmals katholischen Maristen gedient hatte, konnte 1984 durch den eigens dazu angereisten Patriarchen Ignatius Zakka I. Iwas als erstes der syrisch-orthodoxen Tradition in Europa in Anwesenheit von etwa 10.000 Gläubigen und zahlreichen ökumenischen Gästen eingeweiht werden.⁶² In der Bundesrepublik gehören zur Syrisch-Orthodoxen Kirche von Antiochien heute mehr als 50.000 Gläubige mit etwa 35 Pfarrern und 3 Diakonen. Damit ist diese Kirche hierzulande die zahlenmäßig stärkste unter den altorientalischen Kirchen.

⁶² Vgl. *COSt* 39 (1984) 144–147.

Inzwischen verfügt sie an vielen Orten auch über eigene Gotteshäuser, an anderen ist sie bei katholischen oder evangelischen Gemeinden zu Gast. Schon seit Jahrzehnten ist der ökumenische Dialog ein wichtiges Anliegen der gesamten Syrisch-Orthodoxen Kirche. In Deutschland findet das u.a. darin seinen Ausdruck, daß sie nunmehr schon elf Jahre Mitglied der ACK auf Bundesebene ist und außerdem auch regional in verschiedenen ökumenischen Gremien mitarbeitet. Katholischerseits ist besonders von Interesse, daß bereits 1971 zwischen den Oberhäuptern der Syrisch-Orthodoxen und der Römisch-katholischen Kirche eine offizielle Aussöhnung erfolgte. 1984 wurde dies noch durch eine beiderseitige pastorale Vereinbarung vertieft und konkretisiert. Danach ist es syrischen wie katholischen Christen möglich, in schwierigen Situationen die Sakramente der Beichte, der Eucharistie und der Krankensalbung auch in der jeweils anderen Kirche zu empfangen.⁶³

Neben den antiochenischen Syrern existiert in Deutschland noch eine Gemeinde, die demselben Ritus, aber einer anderen Kirche angehört. Hierbei handelt es sich um eine Gruppe der sogenannten Thomaschristen aus der Indischen Orthodoxen Kirche von Malabar. Entstanden ist diese Gemeinde vor etwa 20 Jahren, als indische Krankenschwestern zur Ausbildung in die diakonischen Einrichtungen nach Bethel kamen und auf Betreiben der Evangelischen Kirche in Westfalen ein eigener Seelsorger nach Deutschland geholt werden konnte.

d) Armenier

Die etwa 30.000 heute in Deutschland lebenden Armenier wurden größtenteils in den sechziger Jahren als Gastarbeiter angeworben oder sind die Nachfahren dieser Einwanderungsgeneration. In der Regel kommen sie aus der Türkei, einige auch aus Persien oder dem arabischen Raum. In letzter Zeit hat sich aufgrund der Konflikte zwischen Armenien und Aserbaidschan sowie der anhaltenden Diskriminierung christlicher Minderheiten in der Türkei ihre Zahl durch eine Fülle von Flüchtlingen vermehrt. Die in der Bundesrepublik bestehenden armenischen Gemeinden, deren Zahl neuerdings mit 16 angegeben wird, sind 1991 durch Vasken I., den Katholikos aller Armenier, zu einem eigenen Bistum mit Sitz in Köln zusammengefaßt worden. Im Herbst 1992 folgte schließlich die Bischofsweihe des zum ersten Leiter dieser Diözese bestimmten Erzpriesters Karekin Bekdjian. Leider stehen den deutschen Armeniern zur Zeit nur drei Geistliche zur Verfügung.⁶⁴ Seit 1996 ist die Armenische Apostolische Kirche Vollmitglied der deutschen ACK.

e) Ostsyrier

Diese Christen gehören der »Heiligen Apostolischen Katholischen Kirche des Ostens« an, die mesopotamischen Ursprungs ist und im Gegensatz zu den anderen altorientalischen Kirchen nicht erst nach dem Konzil von Chalkedon (451) eigener Wege ging, son-

⁶³ Vgl. H. Meyer u.a. (Hgg.), Dokumente wachsender Übereinstimmung. Sämtliche Berichte und Konsentexte interkonfessioneller Gespräche auf Weltebene II. 1982–1990, Paderborn/Frankfurt am Main 1992, S. 571–574.

⁶⁴ Vgl. *Armenische Gemeinde Köln* (Hg.), Kurzinformation zu Geschichte und Gegenwart der Armenisch-Apostolischen Kirche, Köln 1995, S. 23 f.; *OfO* 6 (1992) 158 u. 304 f.

den schon infolge des Konzils von Ephesus (431). Sie wird gelegentlich auch als »assyrisch-orthodox« bezeichnet und stand lange unter dem Verdacht des Nestorianismus. Ihre Liturgie folgt ostsyrischer Tradition. Die politischen Konflikte um den Irak haben mit dazu beigetragen, daß viele der nur noch wenigen Ostsyrier versuchen, in die USA zu emigrieren, wo neue Gemeinden entstanden sind. Die Bundesrepublik ist dabei für sie meistens nur ein Durchgangsland. Obwohl unter diesen Bedingungen Seelsorge sehr schwierig ist, gibt es in Deutschland doch auch für diese Christen einige Ansätze.

3. Kommission der Orthodoxen Kirchen in Deutschland⁶⁵

Lange Zeit haben die verschiedenen orthodoxen Kirchen in Deutschland nebeneinander gelebt und weitgehend nur ihre je eigenen Interessen verfolgt. Kontakte untereinander ergaben sich höchstens bei ökumenischen Treffen mit der EKD oder der Römisch-katholischen Kirche. Im Mai 1994 ist es ihnen jedoch gelungen, eine gemeinsame Kommission zu gründen. Im Vorfeld war staatlicherseits in Nordrhein-Westfalen, wo orthodoxer Religionsunterricht als ordentliches Schulfach anerkannt ist, die Frage gestellt worden, wer denn der kirchliche Ansprechpartner sei. Darüber mußte man sich orthodoxerseits verständigen. Zudem gab es aus dem Vorbereitungsprozeß für das große panorthodoxe Konzil bereits die Anregung, sich jeweils auf nationaler Ebene in einer gemeinsamen Kommission zusammenzufinden.⁶⁶ Zu den Kirchen, die sich dazu in Deutschland entschließen konnten, gehörten das Ökumenische Patriarchat mit der Griechisch-Orthodoxen Metropole und dem Erzbistum der russischen Gemeinden von Westeuropa, die Griechisch-Orthodoxe Kirche von Antiochien mit ihrem westeuropäischen Exarchat, die Russische Orthodoxe Kirche des Moskauer Patriarchats mit ihrer Berliner Diözese, die Russische Orthodoxe Kirche im Ausland mit der Diözese des orthodoxen Bischofs von Berlin und Deutschland, die Serbische Orthodoxe Kirche mit ihrer mitteleuropäischen Diözese, die Rumänische Orthodoxe Kirche mit ihrer Metropole für Deutschland und Zentraleuropa und die Bulgarische Orthodoxe Kirche mit ihrer westeuropäischen Diözese. Außer den Altorientalen, die am Vorbereitungsprozeß dieser Kommission beteiligt waren, aber dann auf eigenen Wunsch hin noch nicht einbezogen werden wollten, fehlen darin auch die Polnische und die Ukrainische Orthodoxe Kirche. Daß es noch gravierende Probleme gibt, zeigt sich u.a. daran, daß die Russische Auslandskirche inzwischen schon wieder als »unkanonisch« ausgeschlossen worden ist. Ursache dafür waren ihr überzogenes Selbstverständnis gegenüber den anderen Orthodoxen, die Fortsetzung weiterer gegen das Moskauer Patriarchat gerichteter Gemeindegründungen in Rußland und ihre absolut antiökumenische Haltung. Bei der Kommission handelt es sich auch nur um eine Delegiertenversammlung der einzelnen Kirchen, noch nicht um eine Bischofskonferenz. Die Verantwortung der Diözesanbischöfe ist aber insofern schon gefragt, als ein Beschluß nur dann rechtswirksam werden kann, wenn keiner von ihnen innerhalb einer bestimmten Frist widerspricht. Außerdem wird auch der kanonischen Rangordnung der Orthodoxie entsprochen, wenn der Vorsitzende der Mitgliederver-

⁶⁵ Zur folgenden Darstellung vgl. R. Thöle, Gemeinsame Kommission der orthodoxen Kirchen in Deutschland gegründet, *MdKI* 1/95, S. 16; *ÖC-ACKiD* (Hg.), ACK aktuell 1/95, S. 22; Manuskript der Satzung.

⁶⁶ Vgl. *COst* 49 (1994) 18 f.

sammlung laut Satzung dem Ökumenischen Patriarchat angehören muß. Dazu wurde Prof. Dr. Dr. Anastasios Kallis gewählt. Zu den Aufgaben, die man zusammen angehen will, gehören z. B. der schulische Religionsunterricht, die Jugendarbeit, die Gründung einer zentralen Ausbildungsstätte sowie seelsorglicher und diakonischer Einrichtungen, die Vertretung orthodoxer Interessen gegenüber dem Staat, den anderen Kirchen und gesellschaftlichen Organisationen sowie auch die Medienarbeit. Dabei steht u.a. die Frage an, ob jede einzelne orthodoxe Kirche – auch wenn sie noch so klein und manchmal damit überfordert ist – in allen ökumenischen Gremien vertreten sein muß oder ob die eine Orthodoxe Kirche in diesem Bereich nicht auch auf andere Weise in Erscheinung treten kann und sollte. Außerdem will man einen gemeinsamen Pressedienst unter dem Titel »Orthodoxie aktuell« herausgeben. Wenn manches auch noch schwierig erscheint, so könnte diese Kommission doch sowohl für die Orthodoxie als auch für die gesamte Ökumene in Deutschland einen beträchtlichen Fortschritt bringen.